

buchkultur.

RUND UM LITERATUR

*Kartografie
und Katastrophe:
»Land« vermisst
die irische
Hungernot*

MAGGIE
O'FARRELL



**Bon
Voyage!**

Wohin soll's gehen?
Inspirierende Reisebücher

**Unter der
Meeresoberfläche**

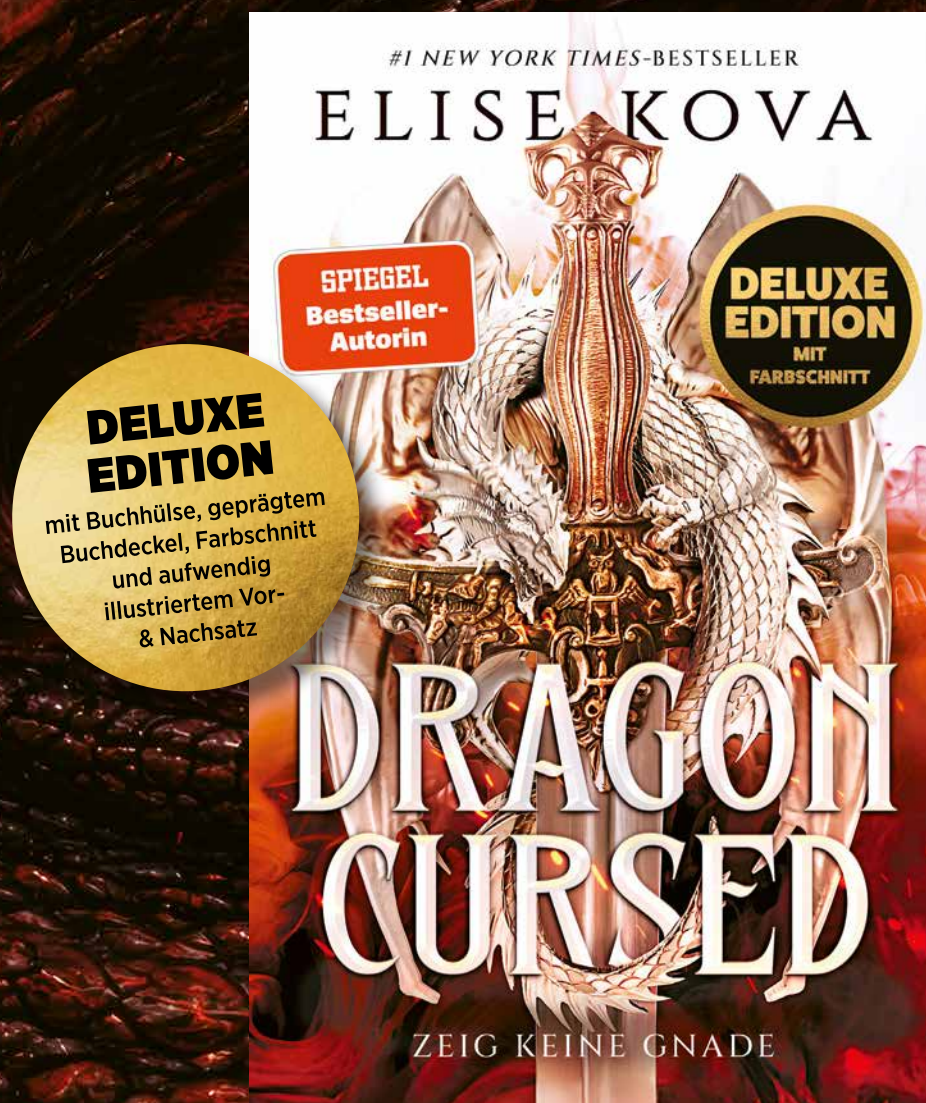
Vier Romane machen
Lust auf Sommer

**America, where
are you now?**

250 Jahre USA - Eine
Bestandsaufnahme



DER AUGENBLICK,
IN DEM DU EINEN DRACHEN
SIEHST, IST NORMALERWEISE
DEIN LETZTER.



Deine neue Romantasy-Obsession!



Bachmann-Spuren

Er nähert sich mit großen Schritten: Der Geburtstag von Ingeborg Bachmann steht mit dem Erscheinen dieser Ausgabe direkt vor der Tür, am 25. Juni ist sie vor genau 100 Jahren geboren worden. Dass der ihr zu Ehren stattfindende Klagenfurter Lesewettbewerb schon die Hälfte dieser Jahre auf dem Buckel hat und ebenfalls Jubiläum feiert, ist eine wirklich hübsche Koinzidenz, die wir als diesem Bewerb verbundenes Medium gerne begehen. Deshalb finden sich so einige Bachmann-Spuren in diesem Heft. Ihre liebste Vorstadt-Buchhändlerin hat ihren Büchertisch voll und ganz beiden Jubiläen gewidmet – so fällt sie etwa sachdienliche Urteile über Bachmann-Biografien, die zu diesem Anlass noch und nöcher aus dem Boden schießen. Martin Thomas Pesl hat »Malina« wiedergelesen (S. 32), dessen »Ungargassenland« sich übrigens quasi um die Ecke unserer Redaktion befindet, und einige (ehemalige) Jurymitglieder teilen ab Seite 76 ihre schönsten Bachmannpreis-Momente mit uns; ich konnte mich daran schwer sattlesen und würde gerne den ganzen Tag in solcherlei Erinnerungen schwelgen! Als kleinen Einblick hinter die Kulissen darf ich Ihnen noch vorseufzen, wie wahnsinnig schwer es war, ein angemessenes Foto von »der Bachmann« aufzutreiben – doch unsere Detektivarbeit führte schlussendlich doch noch zu einem Erfolg.

Und auch der anstehende Sommer hat sich unzweifelhaft in diesem Heft niedergeschlagen: Sich für unseren Eingekreist-Schwerpunkt durch Reisebücher zu graben, war die reinste Freude – nicht ohne eine gehörige Portion Sehnsucht natürlich. Denn hinter dem Schreibtisch von Abenteuern, von Italien, von Entdeckungstouren in der eigenen Stadt oder von der Entschleunigung bei langen Fußmärschen zu träumen, geht mit einer kleinen Bitterkeit einher. Die hoffentlich bei der nächsten Urlaubsplanung rasch verfliegt. Auch unsere Fundstücke zu den Themen Schwimmen, Sommerliteratur und Sonnenfreundschaften reihen sich schön in eine sich andeutende, hell durchschimmernde Leichtigkeit dieser Ausgabe ein.

Zuletzt noch etwas, das diese Leichtigkeit etwas trübt: Unser treuer Cartoonist Thomas Feibel hat für diese Ausgabe seinen nunmehr letzten Comic (S. 82) beigebracht! Im nächsten Heft gestalten wir die letzte Seite neu – in diesem Heft sagen wir: Danke, lieber Tom!

Gute Reisen und gute Bücher wünscht

Katia Schwingshandl

Katia Schwingshandl

Chefredakteurin & das Buchkultur-Team



@buchkultur

»Ein wertvolles
Dokument
weiblichen
Schreibens.«

Süddeutsche Zeitung



Aus dem Italienischen von Barbara Schaden
Gebunden, 94 Seiten, € 20,-

»Eine tolle
philosophische
Monographie
übers Schreiben
und zugleich
ein praktischer
Leitfaden.«

The New York Times

Buchkultur hält die menschliche Kreativität als den entscheidenden Impuls zur Erstellung von relevanten Inhalten hoch. Deshalb verzichten wir ausdrücklich nicht nur in allen abgedruckten Texten, sondern auch in Layout und Illustrationen sowie allen weiteren artverwandten künstlerischen Tätigkeiten im Zusammenhang mit Buchkultur auf KI-Anwendungen als Imitation menschlicher Ideenarbeit.

Inhalt

AUSGABE 226 | 03 / 2026

26

Vier Romane machen
Lust auf den Sommer



32

Neu aufgelegt:
»Malina« von
Ingeborg Bachmann

literatur

- 12 **Coverstory:**
Die Vermessung der Welt
Maggie O'Farrells brillantes Epos
»Land«
- 18 **Erinnerte und erfundene Väter**
Literarische Überlegungen
zur Vaterfigur
- 23 **Was man nicht loswird**
Lukas Bärfuss' Reflexionen
über seine Mutter
- 26 **Unter der Meeresoberfläche**
Wasser, Sonne, Leichtigkeit:
Vier ausgewählte Sommerromane
- 32 **Wiedergelesen:**
Es gibt nur den Krieg
Zum 100. Geburtstag von Ingeborg
Bachmann wird »Malina« neu
aufgelegt
- 16 Szczepan Twardoch, Maria Reva,
Yulia Artsiomava
- 17 Tracey Rose Peyton,
Jacqueline Harpman
- 20 Douglas Stuart, Simon Chevrier,
Georgi Gospodinov
- 21 Hans-Ulrich Treichel, Joey Goebel
- 22 Rafik Schami, Heike Geißler,
Alice Brito
- 24 Robert Seethaler, Anne Freytag,
Emy Koopman
- 25 Sharon Dodua Otoo, Olivia Laing
- 30 Stella Gaitano, Hamza Abu Howdiy
- 31 Farai Mudzingwa, Serdon Lhamo

Wiederentdeckt:

- 34 Sherwood Anderson, Monique Wittig
- 35 Italo Calvino, Hans Pleschinski
- 36 Nella Larsen, Alfred Andersch
- 37 John Horne Burns, Catherine
Guérard

lyrik

- 38 Nea Schmidt, Walle Sayer
- 39 **Platzhalter mit Sogwirkung**
Ann Cottens Gegenwartslyrik
»Poller. Idyllen«

bibliophiles

- 40 Konrad Staisch, Tahsim Durgun
- 41 Sylvia Plath, Peter Peter

graphic novels

- 42 Meikel Mathias, Tereza
Drahoňovská/Štěpánka Jislová
- 43 **»Eine sehr lächerliche Sache«**
»Ach die dumme Literatur«
von Nicolas Mahler

essays

- 44 Aleš Šteger, Daniela Dröschner
- 45 **Vom Schwimmen**
Zwei Bände über das Eintauchen
ins kühle Nass
- 46 **Die Arbeit am Marmortext**
Judith Schalanskys neue Essays
über die Bestandteile der Welt
- 47 Amos Oz

39

Ann Cottens
Gegenwartslyrik



In jeder Ausgabe:

- 06 **Büchertisch** | Barbara Kadletz
- 11 **Zeit im Buch** | Konrad Holzer
- 28 **Redaktionsempfehlungen** |
Buchkultur-Redaktion
- 29 **Literatur ist ...** | Katia Schwingshandl
- 57 **Sachbuchregal** | Martin Kugler
- 71 **Jakob liest** | Jakob Tischler
- 72 **Drei mal drei** | Christina Pfeiffer-Ulm
- 74 **Mirabilia** | Susanne Rettenwander
- 78 **Zur Sprache kommen** | Ann Cotten
- 80 **Die Welt von Bookstagram** | Samuel
Benke
- 81 **Literaturrätsel**
- 03 Editorial
- 82 Impressum

eingekreist:

BON VOYAGE!

- 48 **Reiselust, Reisefrust**
Zwei Bücher über die Frage, ob es sich zu reisen lohnt
- 49 **Wenn das Abenteuer ruft**
Drei Neuerscheinungen begeben sich auf ungewöhnliche Pfade
- 50 **Bella Italia**
Mediterraner Urlaubsflair zwischen zwei Buchdeckeln
- 51 **Flirrende Grenzen, flüssiges Gold**
Wo beginnt der Balkan?
- 52 **Berlin, Paris, Wien**
Neue Blicke auf bekannte Städte
- 53 **Die Suche nach einem Miteinander**
Reiseessays, die nachdenken machen



48

Vom Reisen
und Unterwegssein

sachbuch

- 54 **America, where are you now?**
250 Jahre USA – Fünf Bücher versuchen eine Bestandsaufnahme
- 56 Mark Terkessidis, Dave Goulson,
Jan-Werner Müller
- 58 **Empathie statt Echokammer**
Neue Sachbücher über die Verknüpfung von Politik und Gefühlen
- 60 **Die Welt ist rund**
Die Weltmeisterschaft im Männerfußball steht an

biografien

- 62 Jens Wietschorke, Michael Lemster
- 63 **Das dunkle Genie**
Stephen Greenblatts vergnügliches Porträt von Christopher Marlowe

schöne bücher

- 64 Sandra Lawrence, Stephan Füssel
- 65 **Turmfrisur und Lockenpracht**
Der Katalog zur Ausstellung
»Haar – Macht – Lust«

krimi

- 66 Castle Freeman, Ricardo Romero,
Ethel Lina White
- 67 Maylis de Kerangal, Gary Victor

junior

- 68 **Sonnenfreundschaften**
Bunte Sommerbücher
- 70 **Ein Tanz durch Tüll, Prüfungen und Hexerei**
Magische Proben und funkelnde Ballnächte
- 76 **50 Jahre Bachmannpreis**
Vier (ehemalige) Juror/innen kramen in ihrer Erinnerungskiste



54

250 Jahre USA –
Eine Bestandsaufnahme

Verpassen Sie nicht
die nächste Ausgabe:



Am 21. August erscheint die nächste Ausgabe der Buchkultur. Unser monatlicher Newsletter, der Bücherbrief, versorgt Sie in der Zwischenzeit mit Neuigkeiten und Buchtipps: Gleich abonnieren!

NUR WER
LIEBT,
STIRBT NIE.



Das Leuchten der Mondfische ist eine fesselnde und facettenreiche Geschichte über Liebe und Verrat, die sich vom Südpazifik über Japan bis nach Frankreich entwickelt und dabei die grundsätzliche Frage des Wofür im eigenen Leben berührt. Eine Geschichte, die von falschen Sehnsüchten und Hoffnungen erzählt – und von der Erkenntnis, dass die Zerbrechlichkeit des Lebens ein Geschenk sein kann.

„Ein leuchtendes Beispiel für vielschichtige Erzählkunst, die über den eigenen Erfahrungshorizont hinausblickt.“

BÜCHERMAGAZIN

Matthias Hübener, „Das Leuchten der Mondfische“, Roman, 560 Seiten, Hardcover, Äquatorkind Verlag, 28,00 € (D), 28,80 € (A) ISBN 978-3-948959-10-4 Auch als E-Book erhältlich.



Mit dem QR-Code gelangen Sie zu einer Leseprobe auf unserer Website.

ÄQUATORKIND
www.aequatorkind.de



Was macht eine Buchhändlerin beim Bachmannpreis?

Ein Büchertisch ist ja zum Glück mobil – und so kommt es, dass wir mit der neuen Kolumne kurzerhand zu den Tagen der deutschsprachigen Literatur (TDDL) nach Klagenfurt reisen. Heuer sogar in unter vier Stunden, da haben sich die ÖBB zum 50-jährigen Jubiläum des Wettlesens ein super Service für uns Leser/innen ausgedacht. Wobei, eigentlich ist die Zugfahrt zum Bachmannpreis ja schon Teil des Vergnügens und kann nicht lange genug dauern. Zumeist findet sich schon in Wien am Bahnhof eine heitere Reisegruppe an Schlachtenbummler/innen zusammen, die am Mittwochvormittag hochkoffeinisiert gen Klagenfurt rumpelt. Auf der Fahrt wird noch schnell etwaigen Abgabeterminen hinterhergetippt oder -lektoriert, alle Bookfluencer/innen posten ihre ersten Stories und die mitgebrachten Reiselektüren werden verglichen.

Irgendwann spuckt die Bahn unseren Tross dann am Klagenfurter Hauptbahnhof aus und die TDDL-Meute fällt über die Stadt her. Ich möchte nicht wissen, was die Locals in solchen Momenten über uns denken, wenn sie uns so durch die Gassen in Richtung unserer Quartiere marodieren sehen, aber was soll's, liebe Klagenfurter/innen. Ihr könnt ja mal in unsere Stadt kommen und uns ordentlich auf die Nerven gehen.

Bevor es zum Eröffnungsabend und zur Auslosung der Lesereihenfolge am ORF-Gelände geht, gilt es aber noch ein echtes Klagenfurt-Essential zu absolvieren: Das Leihfahrrad abholen. Spätestens Mitte April nämlich reserviert eure Vorstadtbuchhändlerin dieses geflissentlich vor, schließlich ist man ohne Fahrrad hier nur ein halber Mensch. Das Radeln ist neben dem allmorgendlichen Bad im See (der lange Steg im Strandbad um 8 Uhr Früh = Paradies) Teil des Bachmann-Lifestyles. Und da wären wir auch schon dabei, was diese Tage so besonders macht. Denn eigentlich leben wir ja in einer an Betriebsausflügen gar nicht so armen Branche, diverse Buchmessen im deutschsprachigen Raum laden zu regelmäßigen gemeinsamen Reisen ein, aber was für ein armer Buchmensch, der nur die Messe-Fahrten kennt! Riesige Hallen, Menschenmassen, Termine am laufenden Band, schlechte Luft und kratzende Hälse sind da leider permanente Nebengeräusche zu den interessanten Zerstreuungen. Nicht so beim Bachmannpreis. So knallhart können die Lese-Vor- und Nachmittage gar nicht sein: Wenn sich danach alle im Badekostüm im Maria-Loret-

to-Bad über den Weg laufen und in die Sonne blinzeln, ist das mit der Würde und dem Schein-Wahren ohnehin perdu, und man ist mittendrin in diesem seltsamen TDDL-Paralleluniversum. Wem das alles zu arg ist, keine Sorge: Man findet rund um den Wörthersee so viele Hideouts, dass man der Bachmannpreismeute auch jederzeit entkommen kann. Aber meistens will man dieser Tage ohnehin beisammen sein und ungeniert seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen: dem Abhängen mit Literatur und mit Menschen, die Literatur genauso lieben wie man selbst.

Und da sind wir wohl beim Kern dieser merkwürdigen Veranstaltung. Denn merkwürdig ist sie allemal. Seit einem halben Jahrhundert reist einmal im Jahr eine Gruppe von – derzeit sind es 14 – Autor/innen nach Klagenfurt (außer es ist Corona). Dort lesen sie an drei Tagen einer siebenköpfigen Jury ungefähr 20 bis 25 Minuten einen Text vor, lassen ihn bewerten

und kehren dann – preisgekrönt, ignoriert, abgewatscht oder missverstanden – wieder in den eigenen Alltag zurück, in der Hoffnung, zumindest Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Das, so muss man unumwunden zugeben, klingt jetzt weder wahnsinnig sympathisch noch wirklich erstrebenswert, so seine Zeit zu verbringen. Was ist also die Faszination? Warum fahre ich selbst jedes Jahr zu diesem Wettlesen, ja, warum nehme ich mir schon urlange im Vorhinein dafür Urlaub? Wo mir doch eigentlich jeglicher Wettbewerb zuwider ist und ich auch sonst keinerlei Interesse an Kompetitionen habe? Was lässt mich – ja, unsere ganze Gruppe – die Batterien bei den TDDL auftanken? Ich glaube, es ist, weil für alle Buchmenschen, Literaturgruppen und Textgenießer/innen diese fünf Tage von der Eröffnung bis zur Preisverleihung einen Urlaub in einer literarischen Parallelwelt bedeuten, aus der jeglicher Alltag ein paar Tage lang weitestgehend ausgesperrt werden darf. Und alle, die man trifft, sind genauso große Buchnerds wie man selbst. Hier stört einen niemand beim Lesen und alle haben Verständnis für schwankende Stapel ungelesener Bücher (SUB) am Badetuch. Wenn man plaudert, dann geht es um Literatur, man heckt zukünftige Projekte aus und freut sich über neue und alte Gesichter, denn manche aus der Branche trifft man wirklich nur einmal im Jahr ausschließlich hier. Ist die Eröffnungsrede erstmal genossen und die Lesereihenfolge ausgelost, beginnt die strategische Planung. Wen möchte man direkt im Studio anfeuern? Wessen

**100 JAHRE
INGEBORG
BACHMANN
1926–2026**

Lesung lieber im Garten des ORF-Theaters, am Lendhafen oder überhaupt gemütlich im Quartier beim Frühstück oder im Freibad via 3sat (Wehe, jemand stellt diesen tollen Sender jemals wieder in Frage!) verfolgen? Spätestens hier trennen sich die Reisegruppen und verteilen sich, je nach Laune und Vorliebe, in unterschiedliche Bachmannpreislesungsszenarien, denn am Nachmittag treffen sich ohnehin alle wieder am See, um sich für etwaige gemeinsame Abendzerstreuungen zu verabreden. Unvergessen ist da so mancher Sonnenuntergang beim Bürgermeisterempfang im Schloss Maria Loretto, genauso wie plötzliche Hagelgewitter, so manches unlösbare Pub Quiz oder Konzert am Lendhafen oder der eine oder andere Absturz im Theatercafé. Auch unvergessen, und damit kommen wir zum Wesentlichen, sind so manche Texte der letzten Jahre. Mich persönlich hat wohl Helga Schuberts Auftritt am meisten beeindruckt, den ich trotz Coronaeinschränkungen mit meiner kleinen Bachmann-Reisegruppe in Klagenfurt vor Ort verfolgt habe, wahrscheinlich unser legendärster gemeinsamer Trip. Auch unvergessen: Mara Genschels Schnauzbarb-Performance. Und als Wien-Favoriten-Ultra selbstverständlich Steffi Sargnagels »Penne vom Kika«. Aber nicht nur die Autor/innen hinterlassen Eindruck, auch die Juror/innen. Wer hat Rückgrat und verteidigt seine Kandidat/innen, und wer überlässt sie ihrem Schicksal, wenn sich der Kritik-Wind dreht? Wer urteilt nur aus dem Bauch heraus und wer hat wirklich etwas literaturwissenschaftlich Fundiertes zu den Texten zu sagen? Wann wird nur heiße Luft und persönliche Eitelkeit produziert, und wann wird authentisch und schlau über die Texte diskutiert? Auch hier hat man schon in viele Abgründe geblickt und hätte die eine oder den anderen Teilnehmende/n gerne mit dem Florett verteidigt. Das ist aber gar nicht nötig, denn auch beim Bachmannpreis gibt es das Internet und nirgends wird so hart und spitz – auch über die Jury – geurteilt wie hier.



Wann wird nur heiße Luft
und persönliche Eitelkeit
produziert, und wann wird
authentisch und schlau
über die Texte diskutiert?

Und in der Buchhandlung? Man nimmt jede Bachmannreise mit zurück in den Buchhandelsalltag, freut sich für Kandidat/innen, wenn sie sich dank dem Bachmannwettbewerb gut verkaufen – oder trotz des Wettbewerbs, je nachdem. Spannend ist es auch immer, wenn man Jahre nach einem Auftritt plötzlich das fertige Buch in der Hand hält und man sehen kann, wie sich ein Text seit der Lesung entwickelt hat. Als Buchhändler/innen können wir ohnehin nur dankbar sein für einen Wettbewerb wie diesen, generiert er doch Aufmerksamkeit für die Branche, bringt Literatur in die Schlagzeilen und weckt Interesse für neue Bücher und das Lesen. Und wen wundert's: Hat man einmal während der TDDL in die konzentrierten Gesichter der Zuhörenden geblickt, das gleichzeitige, gebannte Umblättern der Seiten erlebt, und die regen Diskussionen über die vorgetragenen Texte bis in den späten Abend verfolgt, als wäre das das Wichtigste auf der Welt, dann ist man einfach glücklich, dass es diesen einzigartigen kleinen Eskapismus gibt. Möge er noch viele Jahre mit ausreichendem Budget bestehen! Eure Vorstadtbuchhändlerin gratuliert herzlich zum halben Jahrhundert TDDL und der Namensgeberin Ingeborg Bachmann zum 100. Geburtstag. ■



Die Bachmann

Lyrik, Lachen, Leben –
Unrast und Unglück.
Eine illustrierte Biographie
von Jörg Schorn.



Jacoby & Stuart

Jörg Schorn
DIE BACHMANN
Eine illustrierte Biographie
120 Seiten, 14,2 x 21 cm
€ [D] 22,00 | € [A] 22,70
ISBN 978-3-96428-346-7

»Gleichsam ein Kairos!«

... oder die günstige Gelegenheit für Neuerscheinungen rechtzeitig zum 100. Geburtstag der Dichterin Ingeborg Bachmann

Bleibt noch die Frage: Wo ist eigentlich die Namensgeberin des berühmten Preises, der 1976 von der Stadt Klagenfurt im Gedenken an Ingeborg Bachmann gestiftet wurde, bei diesen Tagen der deutschsprachigen Literatur? Man muss sagen: Bachmann als Autorin ist bis auf die üblichen Zitate, die sich gut als Werbesujet auf Wimpeln und Liegestühlen machen oder zum Aufpolieren einer Rede benötigt werden, im Wettbewerbsalltag erstaunlich wenig präsent. Vielleicht ändert sich das in diesem Jubiläumsjahr, aber zumindest die Dichte an Neuerscheinungen zu ihrer Person und ihrem Werk ist, auch aufgrund neuer Quellenlagen, groß. Höchste Zeit also, Ingeborg Bachmann einen eigenen Büchertisch zu widmen.

Beginnen wir mit den persönlichen Erinnerungen von Fleur Jaeggy, einer Zeitgenossin und Freundin von Ingeborg Bachmann. Auf 50 schmalen Seiten erzählt sie in ihrer wunderbar knappen, verdichteten Sprache von einer gemeinsamen Reise der beiden im Alfa Romeo ans Meer, von Begegnungen mit Calvino oder Hermann Fischer und ihrer Zeit im »Salzwasserhaus«.

Wir erfahren von Gedanken der beiden zum Älterwerden und Sterben – Bachmanns Wunsch, auf dem »englischen Friedhof in Rom« beerdigt zu werden, nimmt das abschließende Kapitel voraus, das in ein tagebuchartiges Protokoll der Freundin über Bachmanns letzte Tage mündet. Hier kippt die Erzählung und wird zu einer Anklageschrift gegen die damals Beteiligten. Und so steht man bekümmert vor diesem Text, wie eine Voyeurin vor Bachmanns nackter Leiche, von der hier berichtet wird, und denkt sich, dass uns das alles überhaupt nichts angeht, auch Jahrzehnte nach diesen tragischen Ereignissen nicht, und schon gar nicht will man in diese Auseinandersetzung mit hineingezogen werden, sei sie noch so akkurat formuliert. ►

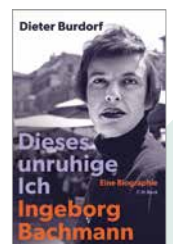
Fleur Jaeggy
Die letzten Tage von Ingeborg
 Ü: Barbara Schaden
 Suhrkamp, 44 S.



Eine nüchterne Biografie muss jetzt her, C.H.Beck scheint da eine verlässliche Adresse für ausgewogenes Erzählen eines Lebens, ein sachlicher Text mit vielen Fakten und einem seitenlangen Quellenverzeichnis und Fußnoten – ihr wisst, was ich meine. Der Klappentext lässt zwar auch hier Unheilvolles befürchten, Stichwort: ein Leben »zwischen Licht und Dunkel, zwischen Ruhm und innerer Gefährdung«, immerhin hat man sich noch zu einem dünnen Satz, dass Bachmanns Literatur eh auch super war, durchgerungen. Aber: Never judge a book by its cover(text), schauen wir mal an der Marketingmaschinerie vorbei ins Buch hinein. Der Germanist Dieter Burdorf stellt im Vorwort dann auch gleich die interessante Frage: »Biographie – Fluch oder Segen?«, allerdings nur um festzustellen: »Wer Ingeborg Bachmanns Biographie schreiben will, muss die Autorin als ein »unruhiges Ich« darstellen.« Aha. Jedenfalls, erfahren wir, hat sich der Autor vorgenommen, Bachmanns Biografie »nicht in einem einzigen Durchgang durch ihre Lebensstationen« zu erzählen, sondern »in einer multiperspektivischen Darstellung« zu erschließen. Eine schöne Idee, findet die Buchhändlerin, um dann zu lesen: »So weit wie möglich wird Bachmann anhand der nunmehr zugänglichen Briefwechsel und einiger ergänzender Materialien in ihren freundschaftlichen, kollegialen und erotischen Konstellationen vorgestellt.« Jetzt schrillen aber wirklich die Alarmglocken, und man recherchiert, ob es sich hier um die Wiederauflage einer verschwitzten Biografie aus Zeiten vor der Aufklärung von Oswald Kolle handelt, oder doch um eine Neuerscheinung aus dem Jahr 2026. Da kann Bur-

dorf s Konzept, Bachmanns Biografie unlinear, in sich schneidender und wieder voneinander entfernender sinuskurviger Annäherung zu erzählen, noch so innovativ sein. Auch Seitenhiebe wie, »Möglicherweise hat der Schwung der »Salzburger Bachmann Edition« die literaturwissenschaftliche und auch die biographische Forschung zu Ingeborg Bachmann bislang überfordert«, machen da keinen schlanken Fuß und wenig Lust auf eine weitere Lektüre. Spätestens wenn man dann auch noch im – an Belehrungen nicht armen – Vorwort vom Autor in Kenntnis gesetzt wird, dass es sich bei der Telegraphie, um »eine Kommunikationstechnik, die es heute schon gar nicht mehr gibt« handelt und dass »die Tatsache, dass sie (Bachmann) vor der mit den elektronischen Medien verbundenen Revolution lebte und wirkte, ihre imposanten Korrespondenzen erst möglich gemacht hat«, reißt auch der geduldigsten Vorstadtbuchhändlerin die Hutschnur. Thank you for mansplaining, möge jemand anderer sich an dieser »neuartigen Biographie der österreichischen Dichterin« und an Burdorf s Analyse der erotischen Beziehungen von Ingeborg Bachmann erfreuen; ich kann nicht mehr und wende mich ermattet der Biografie der Bachmann-Kennerin Andrea Stoll zu. ►

Dieter Burdorf
Dieses unruhige Ich.
Ingeborg Bachmann.
 Eine Biographie
 C.H.Beck, 764 S.



Kollegen Burdorf zufolge ist zwar »eine lineare Erzählung ihres (Bachmanns) Lebens nicht sinnvoll und vorerst auch nicht möglich«, die deutsche Autorin und Filmemacherin hat sich aber trotzdem urweit aus dem Fenster gelehnt und es genauso gemacht. In »Zwei Menschen sind in mir« lesen wir, von Bachmanns Kindheit in Kärnten ausgehend, chronologisch bis zu ihrem Tod in Rom. Andrea Stoll, das wissen wir von ihren früheren Publikationen, ist, was Ingeborg Bachmann betrifft, auch nicht auf der Nudelsuppe dahergeschwommen, hat sie doch schon im Jahr 2013 eine erste umfassende Biografie vorgelegt und den Briefwechsel zwischen Bachmann und Celan, »Herzzeit«, mitherausgegeben. Bachmann begleitet Stoll seit ihrem Studium und die neue Quellenlage hat auch sie herausgefordert, ihr »unvergleichliches Werk mit einem frischen Blick zu

betrachten«. Das gelingt, abgerundet wird der Text durch Fotografien, und man erfreut sich beim Lesen an der feministischen Perspektive der Autorin, die den Machtmissbrauch im Literaturbetrieb der Nachkriegszeit klar benennt und Bachmanns Frauenfreundschaften und die Solidarität unter den schreibenden Frauen hervorhebt. ►

Andrea Stoll
»Zwei Menschen sind in mir«. Ingeborg Bachmann.
Die Biografie
Piper, 480 S.



Ganz anders nähern sich Simone Frieling und Ingeborg Gleichauf in ihren Essays Ingeborg Bachmanns Werk und Leben. Simone Frielings Text, als Band 124 der bibliophilen »bluenotes«-Geschenkbuch-Reihe des Verlags ebersbach & simon erschienen, fällt natürlich zuerst durch seine feine Gestaltung in Halbleinen auf. Auch die Idee, auf das Vorsatzblatt den Ausschnitt eines Wien- bzw. Rom-Plans abzudrucken, ist charmant. Der Text selbst wird von Schwarz-Weiß-Grafiken der Autorin begleitet, die ikonische Darstellungen von Bachmann und ihren Zeitgenoss/innen zeigen. Dabei ist es gerade das Nicht-Ikonische, das Sich-kein-Bild-von-Bachmann-Machen, was Frieling hier besonders interessiert. Ausgehend von Helmut Lists Coverfoto von Bachmann für den SPIEGEL 1954, erzählt die Autorin eine lesenswerte, komprimierte Zusammenfassung von Bachmanns Lebensstationen, ihren Kämpfen und Widersprüchlichkeiten für Eilige. Spannend: die Wiederentdeckung einer Kritik Marcel Reich-Ranickis zu Bachmanns »Malina«, wo er von ihrem Text als »trübe Gewässer« und als »Lesestoff für jene Damen, die beim Friseur oder im Wartezimmer des Zahnarztes in Illustrierten blättern« spricht. Na, wenn



Simone Frieling
Annäherungen an
Ingeborg Bachmann
ebersbach &
simon, 144 S.

das nicht an die rezente Kritik eines gewissen anderen deutschen Fernsehkritikers erinnert, dann weiß ich auch nicht.

Ungleich offensiver als Frieling geht es Ingeborg Gleichauf an. Sie betrachtet Bachmanns Literatur auf ihre »Widerspenstigkeit« hin neu, ein interessanter Ansatz, der aber an mancher Stelle doch ein bisschen erzwungen wirkt, auch verärgert gleich das Vorwort, das mit einem unnötigen Angriff auf die Neuausgabe von »Malina« bei Suhrkamp beginnt. Man kann dem Suhrkamp Verlag sicher einiges ausrichten zu dieser Neugestaltung, aber ihm vorzuwerfen, es wäre als »Young Adults« (sic)-Roman, also quasi als Jugendbuch – mit äh, ja was, Love Triangel? Roommates to Lovers? Trauma Reveal? Trope – wieder herausgegeben worden, kann nur ein Scherz oder eine völlige Verkennung der Begrifflichkeiten sein. Und so lehnt man sich am Ende dieses Büchertischs erschöpft zurück und holt sich erstmal einen Spritzer bevor man die unverkauften Bücher wieder in die Kisten räumt. Und bleibt zurück mit der Erkenntnis, dass man sich im Fall von Ingeborg Bachmann am besten nach wie vor vertrauensvoll an ihre eigenen Texte halten sollte, Jubiläums-Kairos hin oder her. ■



Ingeborg
Gleichauf
Ingeborg
Bachmann. Die
Widerspenstige
Aviva, 144 S.



R. C. Sherriff

»Es tut einfach gut, in diesen unfreundlichen Zeiten ein so leises, liebevolles und komisches Buch zu lesen.«
Elke Heidenreich

Aus dem Englischen von Rainer Moritz
336 Seiten, gebunden

Unionsverlag

buchkultur.

Im Abo günstiger lesen.

+ Ihr Jahresabo zum Vorteilspreis

Erhalten Sie 6 x im Jahr exklusive Interviews und Geschichten aus der Welt der Literatur, randvoll mit Vorstellungen von ausgewählten Neuerscheinungen. Jede Menge aktuelle Lesetipps zu den spannendsten Romanen und den interessantesten Sachbüchern.

+ Sonderhefte

Mit dem Abonnement erhalten Sie zusätzlich zum Buchkultur-Magazin alle Buchkultur-Sonderhefte mit Themenschwerpunkt gratis in Ihren Postkasten und/oder die Buchkultur-App.

+ Geschenkbuch zur Wahl**



Dacia Maraini
Drei Frauen
Ü: Ingrid Ickler
Unionsverlag, 184 S.



Ulrike Zeitlinger
Kiss me, Baby!
Eine Liebeserklärung an den Kuss
Piper, 256 S.



Ahmad Milad Karimi
Die Schönheit des Judentums
Eine muslimische Liebeserklärung
Patmos, 80 S.



Mit
aktuellem
Geschenkbuch als Abo-
prämie!*

6 x im Jahr + Sonderhefte

Digital Abo	Print Abo	Studierenden- & Arbeitslosen-Abo*
33 € jährlich	48 € jährlich in der ganzen EU 55 € jährlich in Resteuropa	Digital: 25 €* Print: 40 €* jährlich
++ Plus ++		

Ab sofort zusätzlich mit Zugriff auf die Digitalausgaben!

*Für Studierende und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich. Angebot gültig bis 21.08.2026. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

3 Wege zum Buchkultur-Abo

Direkt online im Buchkultur-Shop abonnieren

E-Mail mit einem Foto des ausgefüllten Formulars an abo@buchkultur.net

Postkarte ausschneiden, frankieren und absenden.

shop.buchkultur.net



Jetzt abonnieren!

Ich möchte folgendes Buchkultur-Jahresabo ab der nächsten Ausgabe abonnieren:

- ☐ **Print Abo um 48 €**
☐ **Digital Abo um 33 €**

Studierenden-Abo*:

- ☐ Print um 40 €*
☐ Digital um 25 €*

Ich wähle als Geschenkbuch **:

- ☐ **Drei Frauen (Unionsverlag)**
☐ **Kiss me, Baby! (Piper)**
☐ **Die Schönheit des Judentums (Patmos)**

*Für Studierende und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich. Angebotsbedingungen siehe AGB auf shop.buchkultur.net. **Wahlmöglichkeit, Angebot gültig solange Vorrat reicht • Angebot gültig bis 21.08.2026. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

Vor- und Nachname* _____

Straße | Hausnummer | Tür* _____

Land | PLZ | Wohnort* _____

Telefon _____

E-Mail* _____

Datum* _____ Unterschrift* _____

Buchkultur

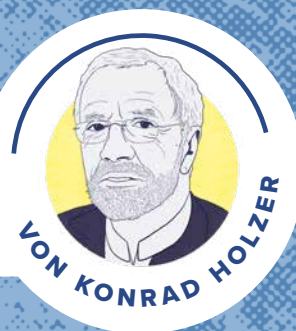
Eslarngasse 10

1030 Wien

Österreich

GESCHICHTEN VOM LESEN. KONRAD HOLZER,
ERFAHRENSTER LESER UNTER DEN
BUCHKULTUR-REZENSENT/INNEN, ENTDECKT
MIT UNS SEIN BÜCHERREGAL NEU.

ZEIT IM BUCH



WOS AN WEANA OLAS EN S GMIAD GED

Zum 105. Geburtstag von H. C. Artmann am 12. Juni 2026 veröffentlicht der Otto Müller Verlag »med ana schwoazzn dintn« als limitierte Jubiläumsausgabe. Das wirft mich zurück in meine Jugend, in die zweite Hälfte der Fünfzigerjahre. Ort der Handlung ist der Küchentisch in einer kleinen Wiener Wohnung am Alsergrund. Da lag die neueste Ausgabe von »Neue Wege«, der monatlich erscheinenden Kulturzeitschrift des Theaters der Jugend, die damals das Einstiegsportal für junge Literat/innen war. Darin waren Texte abgedruckt, an denen sich mein Vater mühsam arbeitete. (Das war zu dieser Zeit so, das gehörte – auch in kleinbürgerlichen Kreisen – zum selbstverständlichen Umgang mit Kultur, der sich im Rahmen der Familie abspielte.) Es waren Dialektgedichte, deren Verständnis – nach vielen vergeblichen stummen Versuchen – sich erst dann ergab, wenn man sie laut vortrug. Ich kann mich noch ganz genau an die Buchstabenfolge »ibanosan« erinnern, deren Sinn »auf etwas draufkommen, etwas erkennen« (»übernasern«) sich einfach nur laut lesend erschloss. Das war damals literarisches Neuland und es schlug so ein, wie man sich das heutzutage im Zusammenhang mit Lyrik kaum vorstellen kann. 1958 ist »med ana schwoazzn dintn« zum ersten Mal erschienen und hat es bis heute zu zwölf Auflagen gebracht. Je mehr man sich in diese »Gedichta r aus Bradnsee« (Breitensee ist ein Teil des 14. Wiener Gemeindebezirks) vertieft, desto vielfältiger wird die Begegnung. Da ist zuerst einmal das Formale, das Umsetzen des Wiener Dialektes ins Schriftliche: Die zwei Z in der »schwoazzn dintn« ergeben einen Druck, mit dem ansonsten ja nur der Blizzard alles vor sich hertreibt. Heutzutage verfügt jeder Austropopper ganz selbstverständlich über das Handwerk, seine Gefühle im Dialekt auszudrücken. Artmann war der Vorreiter, egal ob es ums Erotische ging oder um die zarte Liebe, ums düster Unheimliche oder banal Alltägliche. Er selbst hat seine Gedichte eher zurückhaltend vorgetragen, wovon man sich beim Anhören des Hörbuchs, das der Jubiläumsausgabe beigegeben ist, überzeugen kann. Nur fünf Jahre später, also

1963, brachte Helmut Qualtinger die von Ernst Kölz vertonte Fassung einiger Gedichte heraus, in der er alle seine stimmlichen Möglichkeiten ausnutzte, um »Ringlschbüßsizza«, »Blauboad« und »Kindafazara« darzustellen, oder einem zu vermitteln, wie es als »Auxoffana r untan Gristbam« ist. Das schlug ein, vor allem bei uns Halbwüchsigen, denn in den späten 1950ern war Weihnachten noch alpenländisch von Karl Heinrich Waggerl dominiert (ein eigenartiger Zufall ist, dass Waggerl im selben Otto Müller Verlag verlegt wird wie Artmanns »med ana schwoazzn dintn«). Es war damals einfach denkmöglich, sich betrunken unterm Christbaum aufzuhalten. Vom Formalen war bis jetzt die Rede, vom Umsetzen des gesprochenen Wiener Dialektes ins Schriftliche und davon, wie das akustisch wirkt. Nun zu den Inhalten, zum Artmann'schen Leitmotiv: »Nua ka schmoez how e gsogt«. Denn heutzutage würden die Dichter/innen, »de schmoezön«, ihr Herz bei jeder Gelegenheit vor sich hertragen. Er meint, dass man sich dieses ganz im Gegenteil herausreißen müsse und erst dann, wenn das Loch wieder zugewachsen wäre, »daun eascht schreib dei gedicht und ned eea«. Sowieso sind die Inhalte seiner »Gedichta r aus Bradnsee« von der Zeit geprägt, in der sie entstanden sind. Niemandem in Wien geht mehr der Rudolf Carl in Unterhose ins Gemüt, Kaffeehäuser am Gürtel, in denen man Damen per Tischpost ansprechen konnte, gibt's nicht mehr und auch keine Stehweinhallen, für eine »roadlbadi met dode« fehlte in den letzten Jahren der Schnee, aber »en hintagrund of jedn foe: da liawe oede schdeffö«, den gibt es noch. Bestimmte Redewendungen sind nicht mehr in Gebrauch, und die Bedürfnisstätten an der Friedhofsmauer verbreiten auch nicht mehr ihren Gestank »waun s d fabei gesd/en suma/um d mitoxzeit«. Das hat schon was mit Nostalgie zu tun, dieses Eintauchen in die Gedichte H. C. Artmanns: Es ist der Klang eines Wiener Dialekts, der so nicht mehr gesprochen wird, das sei ganz wertfrei festgestellt. Aber die Umsetzung ins Lyrische, wie sie Artmann gelang, ist bis jetzt unerreicht. ■



H. C. Artmann
med ana
schwoazzn dintn
Limitierte
Sonderausgabe mit
Exklusivmaterial
Otto Müller, 96 S.

Die Vermessung der Welt

Von Dagmar Kaindl

Niemand schreibt so packend und aktuell über vergangene Zeiten wie die irisch-britische Autorin Maggie O'Farrell. Ihr Epos »Land« erzeugt einen Sog, dem man sich nicht entziehen kann. Erzählerisch brillant und von einfühlsamer Personenzeichnung

Irland im Jahr 1865, kurz nach der Großen Hungersnot: Als der Kartograf Tomás und sein Sohn Liam auf Befehl der verhassten britischen Rotröcke eine der sich in den Atlantik erstreckenden Halbinseln vermessen, stoßen sie auf einen abgeschiedenen Ort, der auf keinem Blatt verzeichnet ist: Der dichte Hain aus Eschen und Eichen führt zu einem tiefen, grünlich schimmernden Quellteich, der ein düsteres Geheimnis birgt. Viele Jahrtausende früher hat sich nicht weit von hier ein Verbrechen zugetragen, dessen Spuren sich für immer in den sumpfigen Boden eingegraben haben. Allerlei Opfergaben wurden im Laufe der Zeiten dort abgelegt: Sie sollen den weisen, uralten Geist beschwören, der im Teich haust. Wenn man von dem kalten Quellwasser trinkt, heißt es, wird einem zuteil, was man braucht – was nicht immer das ist, worum man bittet. Wie auch immer es sich verhalten mag: Der Tomás, der den Hain betritt, ist ein anderer als der, den der Hain Stunden später wieder freigibt – sehr zu Liams Schrecken, der in der scheinbar verwirrten, verwilderten Gestalt kaum eine Spur seines alten Vaters wiedererkennt. Tomás war nie ein Mann vieler Worte. Doch nun ist er mitteilbarer und redseliger, als es Liam lieb ist. Der örtliche Priester vermeint gar, der Satan höchstselbst hätte von Tomás Besitz ergriffen, und wittert seine Chance: Er wollte schon immer einmal einen Exorzismus vollziehen, nicht zuletzt, weil er sich davon einen Karriereprung auf der Kirchenleiter erhofft.

Eben wurde die Verfilmung ihres Romans »Judith und Hamnet«, zu der sie auch das Drehbuch schrieb, mit einem Oscar für die beste Hauptdarstellerin ausgezeichnet. Da erscheint schon das nächste, nicht minder packende Epos der irisch-britischen Autorin Maggie O'Farrell. »Land« ist tief in der Geschichte und Mythologie Irlands verwurzelt und erzeugt Bilder von atemberaubender Schönheit und gewaltiger Wucht. Herkunft, Politik, Religion, Verlust, Trauer, Familie, Kolonialismus und Migration: Das sind die Themen, um die es geht, doch auch das trifft die komplexe Vielfalt dieses großartigen Romans, dessen eigentliche Hauptfigur das über die Jahrtausende gebrandschatzte und unterdrückte Irland ist, nur ansatzweise. Ein Buch auch wie

ein Mahnmal in Zeiten des menschengemachten Klimawandels. Die Erinnerung an die Große Hungersnot (1845–1852), die eine Million Menschen dahinraffte und zwei Millionen in die Emigration zwang, ist lebendiger denn je. Kein Stein blieb auf dem anderen, ganze Landstriche starben aus. Der gierige britische Adel, der die Grüne Insel seit dem 16. Jahrhundert brutal kolonialisierte, ließ die irische Bevölkerung im Wortsinn verhungern und verleibte sich noch die letzten Quadratmeter Boden ein. Auch Tomás' Familie wurde damals ein Opfer der Katastrophe und er selbst ab seinem zwölften Lebensjahr im Armenhaus groß, wo er seine spätere Frau und die Mutter seiner bald vier Kinder traf. Doch wo der Ort liegt, den er einmal sein Zuhause nannte, wer seine Eltern oder Geschwister waren – all das scheint wie aus seinem Gedächtnis gelöscht.

Wer aber sind wir ohne unsere Wurzeln? Welche Bedeutung hat es, unsere Geschichte zu kennen, auch damit sich Unrecht nicht wiederholt? Maggie O'Farrell: »Es ist so wichtig. Um uns selbst zu verstehen, müssen wir über diese Dinge nachdenken und sie untersuchen.« Bis heute, klagt sie, würden Kinder in Großbritannien nicht über die Große Hungersnot unterrichtet. Dabei sei es – auch im Hinblick auf das Erstarken der politischen Rechten, die die Angst der Menschen vor Migration als Waffe benutze – so wichtig, dass Geschichte in den Schulen gelehrt werde, vor allem aus einer breiteren Perspektive und nicht reduziert auf nur eine Sichtweise. Geschichte sei ja nicht nur das, was wir hinter uns haben, sondern begleite uns nach wie vor und präge in vielerlei Hinsicht auch, wo wir heute stehen. Genauso wie eine Hungersnot und die daraus resultierenden Flucht- und Migrationsbewegungen nichts seien, das in der Vergangenheit liege, sondern uns in naher Zukunft beschäftigen werde wie vielleicht nichts sonst. »Wir wissen, dass mehr Hungersnöte auf uns zukommen werden wegen des Klimawandels und der Art, wie wir die Natur und unseren Planeten behandeln. Ich las vor Kurzem, dass der Atlantikstrom in Gefahr ist, in den nächsten zehn bis 15 Jahren zu kollabieren. Und das könnte einen frapierenden Effekt auf das Klima, das Wetter, die Regenfälle und die Ernährungssicherheit haben.



Maggie O'Farrell
Land
Ü: Nikolaus
Hansen, Kathrin
Razum
Piper, 570 S.



Maggie O'Farrell wurde 1972 in Nordirland geboren und wuchs in Wales und Schottland auf. Sie debütierte 2000 mit dem Roman »Seit du fort bist«. Es folgten u. a. »Bevor wir uns trafen« und das Memoir »Ich bin, ich bin, ich bin«. Ihr historischer Roman »Judith und Hamnet« gewann den Women's Prize for Fiction, den National Book Critics Circle Award sowie den British Book Award. Das Buch wurde unter dem Titel »Hamnet« mit Jessie Buckley verfilmt, die für ihre Darstellung einen Oscar erhielt (Regie: Chloé Zhao). »Porträt einer Ehe« interpretiert das Leben Lucrezia di Cosimo de' Medicis neu.

Der Klimawandel wird die Welt auf so viele verschiedene Arten beeinflussen und viele Leute werden migrieren müssen. Das ist eine Sache, die nur häufiger werden wird. Die Welt wird damit zurechtkommen müssen. Wir werden alle darüber nachdenken müssen.«

Welchen Ort nennt Maggie O'Farrell, die 1972 in Nordirland als Tochter irischer Eltern geboren wurde, aber in Wales und Schottland aufwuchs (wo sie heute wieder lebt), ihr »Zuhause«? »Ich weiß es nicht. Das ist wirklich eine schwierige Frage. Mein irischer Hintergrund ist mir sehr wichtig. Ich bin so oft wie möglich in Irland und habe meinen irischen Pass, den hatte ich schon immer, besonders seit dem Brexit ist es sehr wichtig für mich. Aber andererseits lebte ich den größten Teil meines Lebens in Großbritannien, ich bin mit jemandem aus London verheiratet, meine Kinder sind hier geboren. Es ist kompliziert. Wenn ich in Großbritannien bin, fühle ich mich irisch, wenn ich in Irland bin, fühle ich mich britisch wegen der Art, wie ich rede. Ich weiß nicht, ob Sie es hören können, aber ich habe überhaupt keinen irischen Akzent. Ich glaube, wenn man nicht dort lebt, wo man geboren wurde, oder wenn der Akzent wie in meinem Fall nicht zum Nachnamen passt, dann hat man immer diese Vorstellung eines Phantomdaseins, einer Doppelgängerin – man fragt sich immer, wer man wäre, wenn man fortgegangen oder wenn man geliebt wäre.«

»Land« hat seinen Ursprung auch in Maggie O'Farrells eigener Familiengeschichte. Ihr Ururgroßvater war selbst Kartograf beim Ordnance Survey in jener konfliktbeladenen, schmerzvollen Zeit (und dessen Sohn Jesuit wie Liam im Buch). Als Ire war es ihm nicht erlaubt, seine eigenen Arbeiten zu signieren. Was das für ihn, den Iren, bedeutet haben muss – auch dem spürt der Roman nach. »Die Menschen«, erklärt Maggie O'Farrell ihre Faszination für die Kartografie, »zeichneten Karten, noch ehe sie schreiben konnten. Kartografieren ist eine Kunstform: Der Mensch, der sagt: Hier bin ich, hier war ich und dorthin gehe ich. Aber natürlich wurde sie in späteren Jahrhunderten, wahrscheinlich beginnend mit den Römern, vielleicht davor, ein Werkzeug der Kolonisation und der Macht: Wenn man eine Karte zeichnet, sie mit einem Stempel versieht und die Namen da-

»Pastagerichte schmecken viel besser, wenn man etwas von dem Kochwasser dazugibt. Und das gilt doch auch für Menschen: Auch wir brauchen ein bisschen von dem Wasser, in dem wir gekocht wurden.«

Maggie O'Farrell

rauf schreibt, beansprucht man diese Orte für sich. Kartografieren ist also sehr belastet. Ich stellte mir vor, dass es für Tomás eine schwere Entscheidung gewesen sein muss. Denn ja, ich bin sicher, dass es sehr schambesetzt war, im 19. Jahrhundert, besonders in dieser Zeit kurz nach der Großen Hungersnot, für die Briten in Irland zu arbeiten. Aber hätten Leute wie mein Ururgroßvater nicht an diesen Karten gearbeitet, dann wäre so vieles an irischer Sprache, Geschichte und Kultur verlorengegangen. Wir hätten das dann nicht.«

Der Nabel der Welt. Nach dem Erlebnis im Hain will Tomás den britischen Besatzern nicht länger in die Taschen arbeiten, sondern die Karten und das Land und seine Geschichte neu zeichnen (und mit den gälischen Namen versehen). Er wird sich mit seiner Familie unweit des verwunschenen Fleckens Erde ansiedeln, in einem Haus, das vor ewigen Zeiten um einen Kultstein errichtet worden ist. Der Hain, erkennt er, ist der vielleicht einzige Ort, von dem die Großgrundbesitzer nie gewusst und den sie daher nie betreten und unter sich aufgeteilt haben. Ein Ort, der seit Anbeginn der Zeit existiert und der die Schrecken und die Schön-

heit längst vergangener Tage bewahrt – wie das Moor die Überreste des Mädchens Brith, das vor vielen Jahrtausenden hier begraben wurde. Ihr Vater, so heißt es, war ein Störzer, Nachkomme eines uralten nomadischen Volks, das die Insel vor allen anderen bewohnte und das durch einen geheimnisvollen Zauber in die Erde eingegangen sein soll, als das Land von Sesshaften in Besitz genommen wurde.

Tomás' aufgeweckte Tochter Enda aber, die Lehrerin werden will, sieht sich auf der Halbinsel ihrer Zukunft beraubt: An der hiesigen Schule werden nur Buben unterrichtet – von demselben Priester, der Tomás vom Teufel befreit haben und der ihm nun seinen Sohn Liam als Novizen abspenstig machen will. Enda wird stattdessen die Violine erlernen und ihr Jahre später, an einer Straßenecke in Trois-Rivières, Kanada, sehnsuchtsvolle Töne entlocken, die das Land herbeizaubern sollen, das sie verlassen hat. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter droht die Familie auseinanderzubrechen und sich in alle Winde zu zerstreuen. Familie sei so wichtig, sagt Maggie O'Farrell. »Eine meiner Freundinnen, mit der ich zusammen gekocht habe, hat Pasta zubereitet – sie ist Italienerin. Und sie



sagte, dass alle Pastagerichte viel besser schmecken würden, wenn man ein bisschen von dem Kochwasser dazugibt. Und ich dachte mir, das gilt doch auch für Menschen. Auch wir brauchen ein bisschen von dem Wasser, in dem wir gekocht wurden.«

Die Meisterin des historischen Romans. »Seit du fort bist« hieß Maggie O'Farrells Debüt, das im Jahr 2000 erschien und mit dem Betty Trask Award ausgezeichnet wurde. Es folgten die mehr oder weniger in der Gegenwart angesiedelten Romane »Die Freundin meines Freundes«, »Die Hand, die damals meine hielt« (über zwei Frauen, die mehr als 50 Jahre trennen, aber durch ein Geheimnis miteinander verbunden sind), »Der Sommer, als der Regen ausblieb« und »Hier muss es sein« – allesamt große Literatur. Und doch scheint Maggie O'Farrell ihre wahre Bestimmung im historischen Roman gefunden zu haben: Niemand schreibt so lebendig und gegenwärtig über vergangene Epochen und ihre Menschen wie die irisch-britische Autorin. Großartig ihr »Porträt einer Ehe« (2022), das auf Lucrezia di Cosimo de' Medicis Biografie aufbaut und daraus ein zeitloses literarisches Dokument weiblicher

Emanzipation macht. Unvergessen, nicht nur durch seine fulminante Filmverwertung, »Judith und Hamnet«, das Shakespeares früh an der Pest verstorbenen Sohn und seine Frau Agnes in den Mittelpunkt rückt und den vielleicht bedeutendsten aller Dramatiker kein einziges Mal beim Namen nennt. Als Kind erkrankte Maggie O'Farrell an Enzephalitis und es blieb lange fraglich, ob sie je wieder würde gehen können. Darüber, und über 16 andere Berührungen mit dem Tod, schrieb sie in ihrem Memoir »Ich bin, ich bin, ich bin«. Die lange Genesungsphase, sagt sie, in der sie »eigentlich außerhalb des Lebens stand«, habe sie nicht nur zu einer echten, sondern auch schnellen Leseerin gemacht: »Und es macht dich auch zu einer Beobachterin, was für eine/n Schriftsteller/in sehr nützlich ist.«

Und da sind die vielen irischen Mythen mit ihrer Geister- und Feenwelt, die ihr der Vater als Kind vorlas und die den Grundstein dafür legten, wie sie über Geschichten und Erzählen denkt: Irlands Folklore gehört zu den am besten erhaltenen keltischen Folkloretraditionen der Welt. »Ich war schon immer sehr fasziniert davon, wie viel Wahrheit in Volksmärchen steckt – jede Art von Mythos enthält immer ei-

nen gewissen Anteil an Wahrheit oder Geschichte. Man kann die Wurzeln der Wahrheit in der Fiktion erkennen, die sie umgibt. Und ich glaube, das trifft auf irische Mythen ganz sicher zu. In der irischen Mythologie ist das Land tatsächlich lebendig. Bäume sprechen zu einem, Felsen öffnen sich, das Land hat Meinungen, es hat Charakter und oft auch eine Stimme. Ich wollte, dass das im Roman deutlich spürbar wird. Ich denke, am meisten wird es das durch die Figur des Eugene, Tomás' jüngsten Sohn.«

Das Mädchen Brith in »Land« hört im Quellteich einen großen Fisch nach einem Ring verlangen, der einst ihrem Vater gehörte. Zwischen den Hügeln, heißt es, wohnt der Gruagach, ein langhaariges koboldartiges Wesen, das nachts herabsteigt und durch die Fenster späht und dem man besser Opfergaben auf die Türschwelle legt. Fast ebenso legendär: der Irische Wolfshund, ein treuer Begleiter schon Briths und später von Tomás' Tochter Rose. Brith, die eine »Erwählte« war, die letzte ihres Schlags, und den Inselbewohner/innen ihrer »Fremdheit« wegen verhasst. Anders als andere Kinder ist auch Eugene, der nicht spricht, aber alles versteht, und seinem Gegenüber bis auf den Grund der Seele zu blicken vermag. Land und Boden, heißt es im Buch, »erleben die Verwerfungen und Brutalitäten auf eine Weise, die sich den Menschen, die dort unterwegs sind, entzieht«. »Ich glaube«, sagt Maggie O'Farrell, »es gibt ein Element des Landes, das unter der Oberfläche dasselbe bleibt, auch wenn Geschichte, Politik und Zeit natürlich das Erscheinungsbild des Landes verändern können – aber tief im Inneren tun sie das nicht, das Land bleibt dasselbe.«

Nichts verschwindet wirklich, alles hat sich für immer in das Gedächtnis der Grünen Insel eingegraben. Brith und Eugene, der über die Jahrtausende fortbestehende Hain: Vergangenheit und Gegenwart, Raum und Zeit fließen ineinander wie die Bäche, die zu der uralten, heiligen Quelle führen. Globales und persönliches Leid, Resilienz, Versöhnung und das Land in seiner gleichgültigen Beständigkeit: Maggie O'Farrell geht den Dingen auf den Grund. Und vielleicht gibt es ihn ja noch irgendwo: einen Ort, der uns innehalten und erkennen lässt, was wir wirklich zum (Über-)Leben brauchen. ■

Erwin ist ein anderer

Szczepan Twardoch schenkt seinen Figuren die Freiheit. Unabhängig von ihrem Erzähler begeben sie sich auf große Reise durch Zeit und Raum.

Von Raffael Leitner

»Sagen wir, Erwin Piontek habe die Augen geöffnet.« Dieser erste Satz im originellen Roman »Sehnsucht« des polnischen Schriftstellers Szczepan Twardoch ist ganz wörtlich zu verstehen. Es ist der Auftakt zu einer Geschichte im Konjunktiv, die ausschließlich unter Annahmen operiert. Erwin Piontek ist ein pensionierter Bergmann, der – entgegen jeder Vernunft – eines Tages beschließt, seinem lange gehegten Traum zu folgen und die Welt zu umsegeln. Allerdings umrundet er tatsächlich nur einen kleinen Stausee endlose Male hintereinander, in der Vorstellung, er könnte gerade auch irgendwo im Atlantik oder in der Südsee sein. Das ist an sich schon eine schöne Idee – der eigentliche Witz der Erzählung liegt aber darin, dass Erwin selbst auch jemand komplett anderes sein könnte, ein deutscher Kolonialist im Südwestafrika des Jahres 1905 oder ein Doppelgänger des Staatsoberhauptes im »Volksstaat« Polen der Zukunft. Twardoch treibt das Prinzip des unzuverlässigen Erzählens auf die Spitze; er tritt mit seinen Figuren ins Gespräch und befreit sie vom Joch ihres Schöpfers, des Autors. Was dadurch entsteht, ist ein Spiel mit verschiedenen Realitäten. Literatur, die sich ihrer selbst bewusst wird, sich beständig kommentiert und sich der Illusion verweigert, mehr als eine Möglichkeit zu erzählen. Bei allen kunsttheoretischen Fragen, die dieser gelungene Roman chaotisch aufwirft, bleibt jene nach der Identität seiner Figuren letztlich ein Geheimnis. Für Erwin jedenfalls bedeutet seine Reise ein augenöffnendes Erweckungserlebnis. Sagen wir. ■

Szczepan Twardoch
Sehnsucht
Ü: Olaf Kühl
Rowohlt Berlin, 224 S.



Wo die Realität dazwischenfunkt

Ein Schneckenlabor auf Rädern und Kidnapping auf Liebestouren in der Ukraine

Von Teresa Preis

Jewa ist Wissenschaftlerin und reist mit ihrem mobilen Labor durch die Ukraine. Um ihre Forschung über aussterbende Schnecken zu finanzieren, nimmt sie an sogenannten Liebestouren teil. Das scheint leicht verdientes Geld: Auf Dates gehen mit Junggesellen aus dem Westen, die Frauen suchen, die vermeintlich noch nicht vom Feminismus »ruiniert« worden sind. Bei den zweifelhaften Touren trifft sie auf die Schwestern Nastia und Sol. Die beiden sind die Töchter einer feministischen Aktivistin, die gegen diese Art der Ausbeutung ukrainischer Frauen gekämpft hat und nun untergetaucht ist. Über eine waghalsige Kidnapping-Aktion wollen die drei Frauen mediale Aufmerksamkeit auf sich ziehen und so die verlorene Mutter endlich wiederfinden. Erst läuft alles nach Plan. Der zweite Teil des Romans unterbricht die Handlung: Eine ukrainisch-kanadische Autorin wird von ihrem Agenten angerufen, ihr zweites Buch sei bereits ein Jahr überfällig. Darum soll sie sich kümmern, während rund um ihre Familie in der Ukraine der Krieg ausbricht, Raketen einschlagen und Menschen persönliche Tragödien durchleben. Dieser Meta-Text ist ein gelungenes Spiel mit der Realität, bricht die Handlung auf und stellt die Frage, was passiert, wenn Fiktion vom Leben überrannt wird. Auch die Entführungsgeschichte sieht sich plötzlich mit dem Krieg konfrontiert – denn schlagartig ist alles anders. »Ein Königreich für eine Schnecke« ist ein kluger und packender Roman mit Gespür für komische Momente, der als scheinbare Momentaufnahme letztendlich Größeres und Bleibendes zu erzählen hat. ■

Maria Reva
Ein Königreich für eine Schnecke
Ü: Stephan Kleiner
dtv, 480 S.



Sucher und Straßenkampf

In »Ich bin die Revolution« entwirft Yulia Artsiomava das Porträt einer Generation zwischen Aufbruch, Kunst und Lebenshunger.

Von Erkan Osmanović

Die junge belarussische Fotografin Dascha, die auf dem Kyjiwer Majdan durch eine Kugel verwundet wurde, zieht nach Moskau, um Fotojournalismus zu studieren. Dort taucht sie in die Subkultur der Metropole ein, lernt den Anarchisten Kostja und den Antifa-Skinhead Phil kennen. Was als Suche nach einem Kunstprojekt beginnt, verdichtet sich rasch zu einem Beziehungsgeflecht aus Liebe, Loyalität und Traumata.

Artsiomava erzählt in rasantem, atemlosem Rhythmus von einer Jugend, die sich weigert, auf den Knien zu sterben. Die unbändige Aktivität dieser Jugend zeigt sich formal ganz besonders im starken Einsatz von Dialogen, die die Handlung fieberhaft vorantreiben. Die Kamera der Protagonistin fungiert dabei als Filter und Schutzschild, doch die rohe Gewalt der Realität lässt sich nicht auf Distanz halten. Als ein befreundeter Musiker auf offener Straße ermordet wird, wird Dascha gezwungen, ihre Rolle als – vermeintlich uneteiligte – Beobachterin zu hinterfragen: Darf sie Unrecht nur ablichten oder muss sie nicht selbst ins Bild treten? Diese Frage – oszillierend zwischen Dokumentieren und Eingreifen – ist kein rhetorisches Mittel, sondern der moralische Kern des Romans: Was schulden wir der Wirklichkeit außer dem Blick auf sie?

Es ist keine Reportage, die uns Artsiomava liefert, sondern ein literarischer Molotowcocktail. Die Straße ist Ausgangs- und Endpunkt – dazwischen Anklagen, Ängste, Wut und Träume. Eine kurzweilige Lektüre, deren Inhalt lange nachhallt. ■

Yulia Artsiomava
Ich bin die Revolution
Ü: Jakob Wunderwald
Mauke Edition Europastraße,
120 S.



Ohne Gebärbegehrt

»Um uns nur Dunkelheit« ist das beachtliche Romandebüt von Tracey Rose Peyton.

Von Martin Thomas Pesl

Es klingt irgendwie lustig: die Luzis. Allerdings bezeichnen die sechs versklavten Frauen, die im Jahr 1852, meist im kollektiven »Wir«, ihre Erlebnisse auf einer Baumwollplantage in Texas schildern, mit diesem charmanten Begriff ihren Besitzer – eine Ausgeburt Luzifers – und seine Frau. Tatsächlich haben Nan, Alice, Patience, Junie, Lulu und Serah sehr wenig zu lachen. Da Mrs. Luzi, die eigentlich Lizzie heißt, Schwierigkeiten hat, ihre Säuglinge zu stillen, kommt ihr Mann auf die Idee, die verfügbaren Sklavinnen schwängern zu lassen, auf dass mehr Muttermilch vorhanden sei, und engagiert eigens Männer zu diesem Zweck. Die Erzählerinnen bezeichnen die Angeheuerten ganz ungeeignet als »Zuchtn*****« (nicht nötig, das Wort hier auszuschreiben) und suchen kreative Wege, der Zwangsbefruchtung zu entgehen.

»Um uns nur Dunkelheit« ist, nach einigen Kurzgeschichten, der erste Roman von der US-Amerikanerin Tracey Rose Peyton, der nach seinem Erscheinen 2023 unter dem Originaltitel »Night Wherever We Go« für zahlreiche Preise nominiert wurde. Die deutsche Übersetzung verantwortet Agnes Krup, die selbst Romancière ist. Ein paar stilistische Holprigkeiten – der Wechsel zwischen biblischem Pathos und einer gewissen Flapsigkeit leuchtet nicht immer ein – gehen vermutlich eher aufs Konto der Autorin. Von solch kleinen Schwächen abgesehen, ist Tracey Rose Peyton aber ein beachtlicher Erstling gelungen: Sie hat alle Nuancen ihres interessanten historischen Themas durchdrungen und ihre Geschichte zu einem überraschend befriedigenden Abschluss gebracht. ■

Tracey Rose Peyton
Um uns nur Dunkelheit
Ü: Agnes Krup
Aufbau, 400 S.



Traurige Freiheit

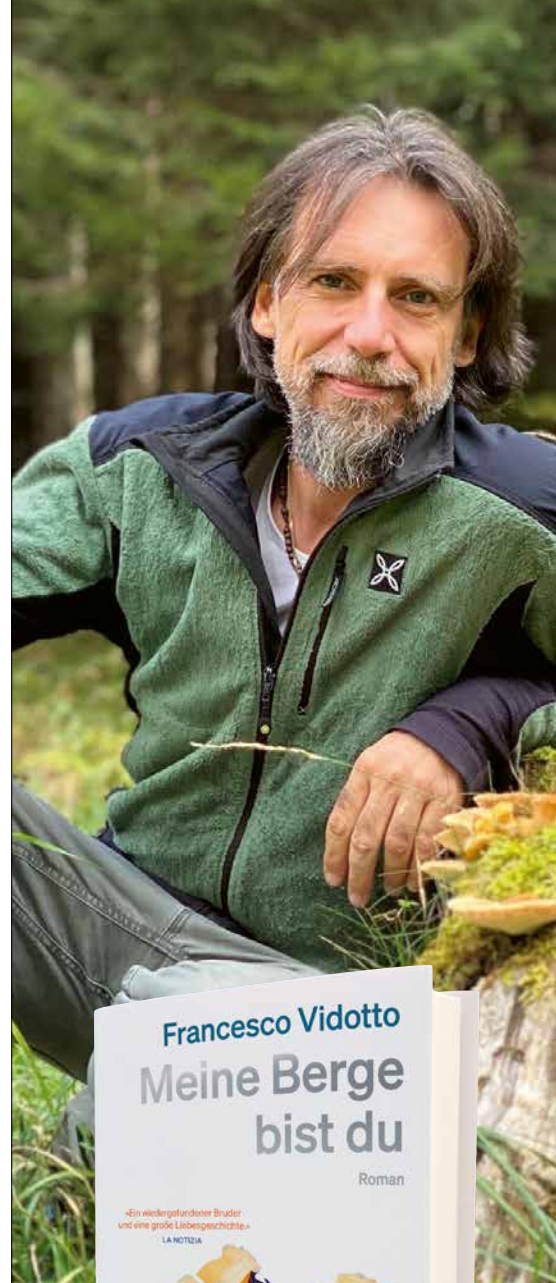
Eine aufsehenerregende feministische Wiederentdeckung aus Belgien – von der Autorin Jacqueline Harpman

Von Ursula Ebel

»Und das nennt ihr euer Leben? Ihr habt Gemüse, aber keine Hoffnung?« »Doch den Tod«, erwiderte Thea trocken.« Haarsträubende Dialoge wie diese fügen sich in Harpmans Roman »Ich, die ich Männer nicht kannte« wie selbstverständlich ein, dies ist nicht weiter verwunderlich. In einem unterirdischen Bunker fristen 39 Frauen, eingesperrt in Käfigen, ihr Dasein. Jede hat nicht viel mehr als ein paar Kleidungsstücke und eine Matratze. Männliche Wächter, die nie ein Wort mit ihnen wechseln, ahnden jeden Regelübertritt. Als die Wachen eines Tages panisch fliehen, ergreift die Hauptfigur, die »die Kleine« genannt wird, ihre Chance und ermöglicht den Ausbruch. Die Welt an der Oberfläche gestaltet sich jedoch anders als gedacht.

Der Schriftstellerin gelingt es, vor dem Hintergrund der groß angelegten Dystopie, ihre Protagonistinnen im Fokus zu behalten. Sie stellt die Frage, wie Frauen in einer Extremsituation überleben können: überraschend solidarisch. Kann es daran liegen, dass sie keinen Männern begegnen? Angelegt als Bericht der Hauptprotagonistin, die rückblickend ihre Lebensgeschichte möglichst neutral erzählt, besticht der Roman durch eine dokumentarisch-emotionale Qualität und erinnert damit an »Die Wand« von Marlen Haushofer. Bemerkenswert an diesem Text aus den Neunzigerjahren, der dank TikTok-Hype wiederentdeckt wurde, ist, dass er nicht auf eine große Wende hinausläuft, sondern dass er die entwickelte Dystopie Schritt für Schritt durchdekliniert, bis zum Ende. Die Autorin behält die Nerven, den Leser/innen gelingt das nicht immer. ■

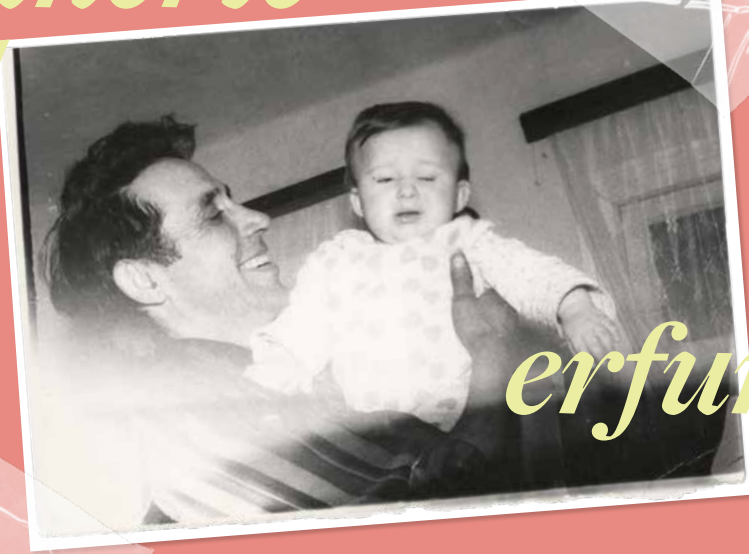
Jacqueline Harpman
Ich, die ich Männer nicht kannte
Ü: Luca Homburg
Klett-Cotta, 224 S.



Der
Liebling des
Buchhandels

KEIN&ABER

Erinnerte und



erfundene Väter

Von Christa Nebenführ

Der Vatertag am 14. Juni gibt Gelegenheit, aktuelle literarische und fachliche Publikationen über Väter und damit das Patriarchat näher zu betrachten.



Thomas Medicus
Vaterlos
Rowohlt Berlin,
224 S.

Thomas Medicus greift für sein Buch »Vaterlos« einen beinahe vergessenen Begriff auf: den Tatsachenroman. 55 Jahre nach dem »Vorfall«, wie das erste Kapitel heißt, erzählt er aus der Sicht des damals 17-jährigen Protagonisten T. in der dritten Person vom Suizid seines Vaters, von der Zeit davor und dem Leben danach. Er sucht nach Spuren in dessen früherem Verhalten, erinnert sich an einen vorübergehenden Krankenhausaufenthalt aufgrund einer depressiven Episode und den darauf folgenden, uferlosen und offenbar unkontrollierbaren Redefluss. Lag das an der Medikation? War es ein manischer Aspekt? Teils handelt es sich um einen Coming-of-Age-Roman, teils um eine Familienhistorie, teils um das Ringen um Verständnis für eine rätselhafte Krankheit: »Denn wer als unbeteiligter Beobachter in den tiefen Brunnen suizidaler Verzweiflung seinen motiverforschenden Stein wirft, wartet vergeblich darauf, ihn ins Grundwasser fallen zu hören.« Nachdem Thomas Medicus bereits Biografien über Melitta von Stauffenberg, Heinrich und Götz George und Klaus Mann veröffentlicht hat, wagt er sich nun an die persönlichen »Tatsachen« und meistert den Spannungsbogen bravourös.

Anthony Passeron benutzt einen originellen Kunstgriff, um von seinem Vater »Jacky« und einem spezifischen Aspekt des Lebensgefühls der Achtziger- und Neunzigerjahre zu erzählen.



Anthony Passeron
Jacky
Ü: Lena Müller
Piper, 176 S.

»Mein Vater verschwand im Zeitraum von drei Spielkonsolen« lautet der erste Satz des Prologs. Im Jahr 1989, der Ich-Erzähler ist sechs Jahre alt, liegt unter dem Weihnachtsbaum die Spielkonsole Atari 2600. Sein Vater, der in der familieneigenen Metzgerei des Dorfes arbeitet, verbringt ganze Wochenenden damit, mit seinen beiden Söhnen »Space Invaders« zu spielen. An dieser Stelle macht der Erzähler einen Schlenker und berichtet über Tomohiro Nishikado aus Kishiwada, der das Spiel erfunden hat. Dieser Doppelstrang durchzieht den Roman bis zum Ende. Während wir als Lesende in das Leben in der französischen Provinz und den langsamen Zerfall einer Familie eintauchen, begleiten uns die jeweils aktuellen Spielkonsolen mit ausführlichen Details über ihre Erfindung, Vermarktung, Verbreitung, Qualität und Herausforderung. Damit legt Anthony Passeron eine gelungene Verknüpfung von individueller und globaler Geschichte vor.

Nach den beiden Romanen »Gabrielle« (mit Claire Berest) und »Die Postkarte« über die mütterliche Linie ihrer Familie, widmet sich die französische Schauspielerin, Regisseurin und Autorin Anne Berest mit »Vatertage« den väterlichen Vorfahren. Beginnend mit dem Urgroßvater Eugène, der die erste bäuerliche Agrargenossenschaft im Nordwesten der französischen Bretagne gegründet hat, spinnt sie den Faden zu dessen Sohn

Foto: Shutterstock

VÄTERLICHKEITEN IM HISTORISCHEN KONTEXT

Der Autor und Historiker Augustine Sedgewick flieht in sein Sachbuch »Männer, Väter, Patriarchen. Eine Geschichte von Liebe und Macht« immer wieder eigene Erfahrungen als alleinerziehender Vater eines 2017 geborenen Sohnes ein. Er verbindet das politische, künstlerische oder wissenschaftliche Werk bekannter männlicher Persönlichkeiten mit deren Äußerungen über väterliches Verhalten und ihrem tatsächlichen Familienleben. Interessant ist sein Blick auf den griechischen Philosophen Platon.

Im Gegensatz zu Sir Karl Popper, der Platons Staatsphilosophie als totalitär und antidemokratisch anprangerte, interpretiert Sedgewick Platons Forderung, Kinder von den Eltern zu trennen und in einer Gemeinschaftsinstitution zu erziehen, als emanzipatorischen Anspruch gegen die Allmacht des griechischen Paters. Weitere biografische Annäherungen betreffen unter anderem den Heiligen Augustinus, König Heinrich VIII, die Philosophen Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau und schließlich Charles Darwin, Sigmund Freud und Bob Dylan. Das Buch widmet Sedgewick seinen Eltern und seinem Sohn. Wer die Mutter dieses Kindes ist und in welchem Verhältnis sie zu ihm steht, wird sowohl im Text als auch in Interviews verschwiegen. Das macht die Lektüre etwas zwiespältig. ■

Augustine Sedgewick
Männer, Väter,
Patriarchen.
Eine Geschichte von
Liebe und Macht
Ü: Holger Hanowell
Reclam, 362 S.

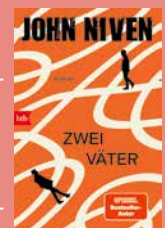


Eugène, der sich in den Kopf setzt, zu studieren und Lehrer wird, bis zum Engagement ihres Vaters Pierre als Mitglied der JCR (Revolutionäre Kommunistische Jugend) während der Studierendenproteste um 1968. Dabei nehmen die romantisch erzählten Beziehungsgeschichten dieser Männer ebenso viel Raum ein wie die gesellschaftspolitischen Ereignisse und Entwicklungen, von denen sie betroffen sind. Die Gegenwart des Schreibens, in der eine Krebserkrankung des Vaters die Familie in Atem hält, wird immer wieder eingeflochten. Gegen Ende des Buches erwähnt Anne Berest, dass sie mit 29 Jahren für den Verlag Porte-plume von Autor/innen auf eigene Kosten verlegte Familiengeschichten verfasste. Daher ihr Geschick »die große Geschichte durch die individuellen Geschichten einfließen zu lassen«, wie sie schreibt. Darüber hinaus ist es die berührende Auseinandersetzung des eigenen Verhältnisses zu ihrem Vater: »In welchem Augenblick beraubt etwas ohne jede Vorwarnung die Väter wie die Töchter der heiteren Freude, der fragilen Souveränität, einfach beisammen zu sein?«



Anne Berest
Vatertage
Ü: Michaela
Meßner, Amelie
Thoma
Berlin Verlag,
448 S.

Fiktional geht der Schotte John Niven in seinem Roman »Zwei Väter« an die Sache heran. Nach der Geburt seines Sohnes wird Dan Chambers tiefnachts vor der Klinik von einem anderen frischgebackenen Vater angesprochen. Daraus ergibt sich ein unerwartet langes und offenes Gespräch, und als sich die beiden zum zweiten Mal zufällig in der Klinik treffen, bringt Dan seinen neuen Bekannten Jada mit dem Tesla nach Hause. In der Folge verwickeln sich die Leben des gut situierten Serien-Drehbuchautors Dan und des Kleinkriminellen Jada zunehmend. Das Aufeinanderprallen gegensätzlicher Soziotope hat 2009 mit Jutta Profijts »Kühlfach 4« eine ganze Reihe begründet. Auch »Zwei Väter« bezieht Aufregung, Verwirrung und Humor aus diesem Spannungsfeld. Verlässlichkeit gegen notorische Unzuverlässigkeit, Aufrichtigkeit gegenüber gewohnheitsmäßigem Flunkern und vor allem eine vollkommen gegensätzliche Einstellung zu Frauen und Kindern prägen die beiden Charaktere. Obwohl der Plot mit einem unvorhersehbaren Unglück und einem ebenso unvorhersehbaren guten Ende konventionell gestrickt ist, liest sich diese Charade äußerst unterhaltsam.



John Niven
Zwei Väter
Ü: Stephan
Glietsch
btb, 416 S.

Als Buch der Bücher über die Tragik einer verfehlten Vater-Sohn-Beziehung muss wohl Franz Kafkas »Brief an den Vater« bezeichnet werden. 1919 geschrieben, wurde dieser Brief postum 1952 in der NEUEN RUNDSCHAU und seither in unzähligen Ausgaben veröffentlicht. 2026 zeichnet der Herausgeber Michael Müller für eine aktualisierte und mit bibliografischen Ergänzungen versehene im Reclam Verlag verantwortlich. Der ursprünglich 103 Seiten lange, handgeschriebene Brief ist bis heute aktuell, um Einblick in die Einschüchterung durch einen wohlwollenden, selbstgerechten Tyrannen zu bekommen. Besondere Aufmerksamkeit sollte vielleicht folgender Stelle gewidmet werden: »Die Mutter hatte unbewußt die Rolle eines Treibers in der Jagd. Wenn schon Deine Erziehung in irgendeinem unwahrscheinlichen Fall mich durch Erzeugung von Trotz, Abneigung oder gar Haß auf eigene Füße hätte stellen können, so glich das die Mutter durch Gutsein, durch vernünftige Rede, durch Fürbitte wieder aus, und ich war wieder in Deinen Kreis zurückgetrieben, aus dem ich sonst vielleicht, Dir und mir zum Vorteil, ausgebrochen wäre.« ■



Franz Kafka
Brief an den Vater
Reclam, 124 S.

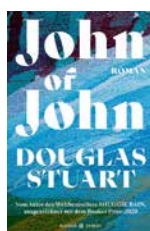
Schotten im Schrank

Douglas Stuart legt mit »John of John« ein wahrhaft herzerreißendes Familienepos vor.

Von Martin Thomas Pesl

Wir schreiben die Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Auf der Hebriden-Insel Harris sprechen viele noch Gälisch. Der Protestantismus hat die Bevölkerung fest in der Hand. John-Calum Macleod, kurz Cal, hat seinen Vater John und seine Großmutter Ella hier zurückgelassen, um auf einem Textilcollege bei Edinburgh zu studieren. Als ihm John im Zuge eines Telefons – nach den üblichen gemeinsamen Gebeten – erklärt, es stehe schlecht um Ellas Gesundheit, kehrt Cal mit 22 nach Hause zurück (auch, weil er keinen Job findet). Nun hüten die Menschen auf Harris aber nicht nur Schafe – und Webstühle –, sondern auch Geheimnisse. Hauptsächlich handelt es sich um eine einzige Sache, die Vater und Sohn einander partout vorenthalten: Beide sind schwul. John Senior und sein Nachbar Innes lieben einander schon seit Kindertagen, können sich aber keine schlimmere Sünde vor Gott vorstellen. Cal hat auf der Uni seine Freiheiten genossen, steht zurück auf Harris aber wieder unter scharfer Beobachtung und kassiert Prügel, ausgerechnet von seinem gottesfürchtigen Vater.

Die Folgen der Unmöglichkeit, offen miteinander zu reden, legt Booker-Preis-Gewinner Douglas Stuart (»Shuggie Bain«) in seinem großartigen, neuen Roman »John of John« aufs schmerzlichste dar. Erfreulicherweise führen seine Figuren trotzdem schlagfertige Dialoge. Sophie Zeitz hat sie und den Rest des Epos erfolgreich in ein launiges Deutsch übertragen. Es irritiert nur etwas, dass sie die britische Hauptinsel (im Original vermutlich »the mainland«) beharrlich falsch als »Festland« bezeichnet. ■



Douglas Stuart
John of John
Ü: Sophie Zeitz
Hanser Berlin, 560 S.

Zärtliche Verlorenheit

Ein junger Mann recherchiert Hintergründe zu einer bewegenden Fotografie: Im Roman von Simon Chevrier wird der Prozess zum Plot.

Von Kevin Junk

Simon Chevrier erzählt keine neue Geschichte: junger Protagonist, schwul, zu viele Grindr-Dates, verdient sich etwas mit Sexarbeit dazu. Natürlich wird es nichts mit der großen Liebe (vorerst), und sein gebrochenes Herz muss auch noch den Verlust seines an Krebs verstorbenen Vaters aushalten. Doch geht es Chevrier in seinem Debüt um den Inhalt selbst? Oder geht es hier nicht viel mehr um die Prozesse, die sich in der Bewegung der Erzählung zeigen?

Denn die Referenzen sind klar im Text benannt: Annie Ernaux, ein kritischer Seitenhieb auf Édouard Louis, französischsprachige Tradition der Autofiktion. Chevrier gelingt es, Autofiktion als Versuch anzuordnen, der eine eigene Poetik entwickelt. Sein Protagonist ist verloren, durchlebt COVID und trifft fragwürdige Entscheidungen, er hat viel Sex, ist unsicher. Doch immer deutlicher zeichnet sich die poetisch kontrollierte Anordnung dieser Begegnungen und Bewegungen vor dem Hintergrund einer zweiten Geschichte ab: Die Suche nach dem Künstler Daniel Schook, der in den Achtzigerjahren in New York von Peter Hujar fotografiert wurde und der wahrscheinlich infolge der AIDS-Pandemie verstarb. In dieser eingebetteten Recherche tun sich Interferenzen auf. Ähnlichkeiten schwuler Biografien, Unterschiede individueller Lebensgeschichten, eine fast schon zärtliche Vergeschwisterung. Dieser intergenerationelle Versuch, sich zu erinnern, ist nicht deshalb erfolgreich, weil der Protagonist herausfindet, wer Daniel Schook war – sondern weil er sich überhaupt die Mühe macht. ■



Simon Chevrier
Foto auf Anfrage
Ü: Christian Ruzicka
Albino, 160 S.

Ein Romanlabyrinth

2023 erhielt Georgi Gospodinov den Internationalen Booker Prize für »Zeitzuflucht« – nun wird »Physik der Schwermut« aus dem Jahr 2014 wieder neu aufgelegt.

Von Konrad Holzer

Gospodinov ist ein begnadeter Geschichtenerzähler, vor allem dann, wenn er aus seiner – für uns hier in Mitteleuropa exotischen – Heimat Bulgarien erzählt. Im Vorwort zur Neuauflage schreibt er von der Empathie, die er mit seiner Literatur wecken will, um sie damit zu einem natürlichen Gegenlicht zur Dunkelheit der Diktaturen zu machen. Diesen Prolog schließt er ab mit dem Satz: »Ich sind.« Er schlüpft als Erzähler nicht nur in seine eigenen Erinnerungen, sondern auch in die vieler anderer Personen. Vom Zurücklassen ist die Rede, vom Vergessen- und vom Alleingelassenwerden. Sei es, dass er sich da einen kleinen Buben als Helden auserwählt oder den Minotaurus. Die Geschichten über diesen ziehen sich durch das ganze Buch. Ob »Physik der Schwermut« ein Roman ist, darüber kann diskutiert werden: Zu weit holt er aus in dem, was er alles darin unterbringen will, zu wenig bündigt er als Erzähler seine ironische Fantasie. »Ich weiß. Ich schweife ab«, stellt er selbstkritisch fest. Seien es die Listen zu allen möglichen Dingen, die er anführt, sei es seine Empathie für alle und jeden, die krankhaft sei, wie ein Arzt in seiner Jugend diagnostizierte. Alles in allem fasziniert Gospodinov dennoch, wenn man sich nur auf ihn einlässt: Ob er in der »Quantenphysik des Lesens« darüber spekuliert, was zwischen zwei Buchdeckeln passiert, wenn niemand das Buch liest oder ob er den Minotaurus mit seinem Mörder Theseus geschichtenerzählend durchs Labyrinth gehen lässt. ■



Georgi Gospodinov
Physik der Schwermut
Ü: Alexander Sitzmann
Aufbau, 391 S.

Das Karussell am Rand von Salerno

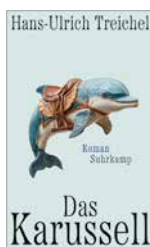
Dort, am Strand, steht es – titelgebend für das melancholisch-heitere Werk von Hans-Ulrich Treichel.

Von Konrad Holzer

Unheldischer Held dieses Buchs ist Bernhard, ein Berliner und geschiedener Fachhochschulprofessor in Pension. Vor 40 Jahren war er als Lektor schon einmal in Salerno, lernte dort Alfredo, den Betreiber eines Strandbads, kennen, und Arianna, eine Ingenieurstudentin, lieben. Letzteres wurde damals eher zurückhaltend erwidert. Und nun fährt er – als Siebzjähriger – wieder in den italienischen Süden, erhofft sich, dort von seiner Altersschwermut befreit zu werden.

Der Autor Hans-Ulrich Treichel, Lyriker, Romancier und Verfasser mehrerer Opernlibretti, vermag eindrücklich zu beschreiben, dass sein Held dort nicht wirklich ankommt. Bernhard hat so seine Vorurteile und schafft es eigentlich nicht, sich emotional auf Salerno einzulassen. Doch das Karussell, das Alfredo am Strand aufgestellt hat, gefällt ihm, die Ruhe dort am Meer kann er genießen und auch die Annäherung, die Arianna nun zulässt.

Wäre das Zwischenmenschliche nicht so problematisch und würde ihm der Autor lockerere Gedankengänge statt des etwas unbeholfenen und auch recht langsamen Sinnierens zutrauen, wäre schon einiges gewonnen. Als das Karussell dann endlich in Betrieb gehen könnte, ziehen sich alle Beteiligten zurück. Arianna bringt es auf den Punkt: »Das ist ein schönes Projekt, so lange es sich nicht dreht!« Auch der Autor überlässt die Lösung der Angelegenheit den Leser/innen, sein Standpunkt ist: »Dinge, die sich bewegen, machen immer Ärger!« ■



Hans-Ulrich Treichel
Das Karussell
Suhrkamp, 202 S.

Gefangen in der Fake-Welt

Joey Goebels großer Roman »Sunset Flip« über das Ende des amerikanischen Traums

Von Dagmar Kaindl

Mit dem Künstlerroman »Vincent«, »Heartland« und dem Erzählband »Irgendwann wird es gut« hat sich Joey Goebel aus Henderson, Kentucky, bei uns einen großen Namen gemacht. Seine Bücher, so auch »Sunset Flip«, erzählen satirisch und bewegend von der Kehrseite des amerikanischen Traums und von einer Gesellschaft, in der kein Platz ist für die Leisen und Schüchternen, die vordergründigen Verlierer/innen und »Freaks« (sein fulminantes Debüt 2003). Wie so viele träumt auch Auggie Schnuck, der aus ärmlichen Verhältnissen kommt, davon, Schauspieler zu werden; Wrestling soll ihm den Weg dorthin ebnen. Denn auch die in den USA so populäre Schaukampf-Sportart ist vorab bis ins Kleinste inszeniertes Theater. Als »The Aug« ringt sich Auggie schnell nach oben: Wrestling ist auch eine Möglichkeit, der Realität zu entfliehen. Doch genau das wird ihm zum Verhängnis, als er sich immer mehr mit seiner kämpferischen Kunstfigur identifiziert, hinter der sein eigentliches Ich zunehmend zu verschwinden droht. Als »The Aug« ist er ein Champion. Im wirklichen Leben ist Auggie Schnuck ein introvertierter, liebenswürdiger, verletzlicher und belesener junger Mann, dessen Vertrauen schon früh missbraucht wurde und der sein Glück nun nicht fassen kann. Vom Preis des (Über-)Lebens in einer auf Fake-Realitäten aufgebauten, aalglatten und dennoch rauen (Plastik-)Welt erzählt Joey Goebel unheimlich gut, authentisch und zutiefst berührend. Über »Sunset Flip« wird man noch viel sprechen und noch viel mehr nachdenken. ■



Joey Goebel
Sunset Flip
Ü: Nicolai von
Schweder-Schreiner
Diogenes, 384 S.

Matthes & Seitz Berlin



»Klarsichtiger als
Jerofejew schreibt
kein Schriftsteller
über Russland.«
Joseph Wälzholz,
WELT

Ein Leben in Geschichten

Rafik Schami erzählt von einem erfüllten Leben zwischen politischen Wirren und der Kraft der Frauen.

Von Ralf Schweikart

Nadim liegt im Krankenbett, sein Herz wird von Tag zu Tag schwächer. Daran kann auch seine letzte Liebe Aleksandra nichts mehr ändern. Im Krankenhaus besucht ihn der Lyriker Said: Denn Nadim wünscht sich, dass dieser seine abwechslungsreiche Lebensgeschichte veröffentlicht, seine Biografie, die »ganz und gar von den Frauen geprägt« wurde. Die von unzähligen Anekdoten begleitete Achterbahnfahrt beginnt mit Nadims Geburt 1945 in Damaskus, als Sohn einer deutschen Mutter und eines syrischen Arztes. In seiner Jugend trifft er auf Samira, seine erste, tragische Liebe, sie ist von ihrer Familie längst einem schrecklichen Cousin versprochen. Parallel dazu erzählt Nadim von den politischen Wirren jener Zeit, dem Aufkommen der Baath-Partei, die sich 1963 an die Macht putschte: Korruption und machtgierige Politiker auf der einen, religiöse Eiferer auf der anderen Seite zersetzen das Miteinander in Damaskus. Nadim flieht und baut sich eine Existenz in Deutschland auf, stets von Frauen begleitet, deren Kraft und Eigenständigkeit sein Leben formen. Virtuos vermischt der Roman Ereignisse und Geschichten aus Syrien und Deutschland, getragen vom steten Blick in die Heimat der Figuren, aber auch in die Lebensgeschichte Rafik Schamis. Das alles ist erzählt in einer klaren, sanft ummantelnden Sprache, die uns wie gute Bekannte anspricht. Rafik Schami erweist sich einmal mehr als Brückenbauer zwischen den Literaturen, als ein Bewahrer der Erzählkunst seiner Region, dem das aufrechte Miteinander von Frauen und Männern am Herzen liegt. ■



Rafik Schami
Das Mosaik der Frauen
Hanser, 304 S.

Kratzen, brüllen, kämpfen

Über eine Frau, die jede Vorsicht ablegt, um es mit den Mächtigen der Gesellschaft aufzunehmen.

Von Sieglinde Wöhrer

Michaela Kohlhaas ist eine unauffällige, an die Gesellschaft angepasste Frau, die sich plötzlich querstellt: Sie geht einfach los und kümmert sich nicht mehr um ihr lästig gewordene Pflichten wie Arbeit oder Wohnung. Was wie eine kleine Reise als Ausbruch aus dem Alltag beginnt, entwickelt sich schnell zu einem endgültigen Weg, den die Protagonistin vehement verfolgt und der keine Zweifel kennt. Von Jänner bis Dezember gibt der Roman Einblick in die Veränderungen, die sich bei Kohlhaas bemerkbar machen: der körperliche Verfall, das verwilderte Aussehen und der abgebrühte Charakter, der furchtlos und mit einer unverrückbaren Selbstsicherheit aus jeder Ablehnung noch mehr Stärke dazugewinnt. Die Ich-Erzählerin bewundert Kohlhaas aus der Ferne und unterstützt sie als lose Freundin – solange sie keine Belastung ist. In der Öffentlichkeit wird Kohlhaas zum Störfaktor. Sie rebelliert gegen die kapitalistischen Auswüchse, kann ihren Unmut aber nur auf unverständliche Weise deutlich machen. Sie stinkt und schimpft und belästigt anfangs provokativ, bis ihre bloße Anwesenheit schon als Zumutung empfunden wird. Je länger sie unterwegs ist, desto größer sind die Anfeindungen, die ihr entgegengebracht werden. Michaela Kohlhaas bringt auf eine toxische Weise das Schlechteste in einer Gesellschaft zum Vorschein.

Poetisch und aus einer Distanz heraus gestaltet Heike Geißler mit ironisch-bildhaften Vergleichen und beißendem Humor diese Überschreibung von Heinrich von Kleists Novelle »Michael Kohlhaas«. ■



Heike Geißler
Michaela Kohlhaas
Suhrkamp, 253 S.

Wütende Frauen in niederträchtigen Zeiten

Ein Stück portugiesischer Zeitgeschichte in Form eines unbändigen feministischen Romans

Von Sylvia Treudl

Die Rechtsanwältin und Kolumnistin Alice Brito ist geboren in Setúbal, jener Provinzstadt, in der sie ihre Romane ansiedelt. Ihr Debüt »As Mulheres da Fonte Nova«, »Die Frauen der Fonte Nova«, erschien im Original 2012. Die ungemein leidenschaftlich erzählte Geschichte spielt in den Jahren des Estado Novo, der in den Dreißigerjahren von António de Oliveira Salazar als ultrakonservative, nationalistische Diktatur errichtet und bis Anfang der 1970er Jahre aufrechterhalten wurde – bis zur Nelkenrevolution 1974.

Abgesehen von der präzisen historischen Zeichnung (Brito lässt den Plot in den Sechzigerjahren auslaufen), ist der gesamte Text von poetischer Kraft durchzogen, er vibriert, stinkt nach den Ausdünstungen der fischverarbeitenden Fabriken, er riecht nach Armut, duftet nach Frühlingsblühen, ist eine gnadenlose Auseinandersetzung mit der Grausamkeit und Boshaftigkeit der Provinz. Darüber hinaus ist es eine Liebeserklärung an das Viertel des Largo da Fonte Nova sowie an seine starken Frauen, die allesamt keine Engel sind, aber in den furchtbaren Jahren des Faschismus Gewitztheit und Kampfgeist an den Tag legen, um zu überleben – und das bei sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Hintergründen. Schonungslos geht Brito mit der allumfassenden Gewalt gegen Frauen ins Gericht, setzt ein Fanal gegen Verlogenheit und Bigotterie. Die Autorin schafft eine Atmosphäre der Komplizenschaft mit den Leser/innen und setzt darüber hinaus eine originelle Volte im Erzählfluss ein. ■



Alice Brito
Die Frauen der Fonte Nova
Ü: Markus Sahr
Weidle, 445 S.

Was man nicht loswird

Von Konrad Holzer

Als Untertitel seines Romans wählt Lukas Bärfuss, der 54-jährige Schweizer Büchner-Preis-Gewinner des Jahres 2019, »Ein kurzes Buch über meine Mutter«.

Noch ein Mutter-Buch, ist man versucht zu sagen, und schiebt die Frage nach dem, was Autor/innen in unseren Tagen antreibt, sich an der Mutter literarisch abzuarbeiten, immer wieder auf. Kam das in früherer Zeit, abgesehen von »Wunschloses Unglück« von Peter Handke oder »Der Geliebte der Mutter« von Urs Widmer, eher selten vor, so häufen sich jetzt die einschlägigen Titel. Um nur drei der besten zu nennen: Dagmar Leupolds »Muttermale« (Jung und Jung, 2025), »Ein anderes Leben« von Caroline Peters (Rowohlt, 2024) und »Die Lebensentscheidung« von Robert Menasse (Suhrkamp, 2026). »Königin der Nacht« handelt nicht nur von der Mutter, es ist auch die Autobiografie des Sohnes und später im letzten Drittel eine vehemente Anklage gegen das Sozialsystem der Schweiz. Sich dem Thema emotional zu nähern, unterlässt man in diesem Buch besser. Unglauben, Entsetzen und Mitleid seien die Reaktion gewesen, wenn der Autor vor Freunden darüber gesprochen habe, schreibt Bärfuss.

Distanziert sieht er sich in der dritten Person und beginnt mit dem Schreiben am Buch 15 Tage nach dem Tod der Mutter in Santo Domingo, wohin sie aus der Schweiz ausgewandert, ja ge-

flüchtet ist: »Sie war keine Mutter. Sie war gefährlich. Sie hatte ihn mit fünfzehn auf die Straße gejagt.« Je mehr der Sohn erzählt, desto mehr weiß man über sie – und desto weniger versteht

man sie: »Gewalt, Gesetzlosigkeit und rohe Brutalität zogen sie an.« Sie wollte keine Beziehung zu ihm und war dabei auf ihre Weise glücklich. Mit einer Frage, welcher Dämon denn seine Mutter in diese Geschichte getrieben habe, beendet er den ersten Teil, um im zweiten von sich zu erzählen, wie ihm ein altes Lexikon eine wunderbare Welt eröffnet habe, aus der das dunkle Haus, die Schule und die Mutter verschwunden waren. Er

wird weggegeben, versucht Prüfungen zu bestehen, muss sich damit abfinden, dass er ein Schiffbrüchiger ist, denn »die Kapitänin hat als Erste das sinkende Schiff verlassen.« Immerhin wird er erwachsen. »Schreibt. Lebt. Liebt.« Im dritten Teil wird er zum Ich-Erzähler. Er beginnt sich zu fragen, was denn da nicht stimme an ihm, wo doch – entgegen den meisten sozialpsychologischen Modellen – trotz des fehlenden Gefühls der Mutterliebe, mit ihm alles in Ordnung zu sein schien. Ob der

Schaden sein fehlendes Bewusstsein für den Mangel wäre. Bärfuss findet die Schuldigen. Zuerst einmal in einer noch namenlosen Macht, die gegen seine Mutter gearbeitet habe: »als Frau, als Frau mit einer Sexualität, als Frau ohne Einfluss, ohne Bildung, aber mit einem Drang nach Freiheit, nach Unabhängigkeit.« Dieser Macht gibt er dann einen Namen, wenn er von der schweizerischen Gesellschaft schreibt und deren Kriegszug gegen die Fahrenden – war doch schon der Vater der Mutter Kind von Fahrenden, sie also mit einem wirtschaftlichen und einem ethnischen Mangel behaftet. Bärfuss erzählt dann von den Vaganten in früheren Zeiten und welchen Ton die Behörden damals ihnen gegenüber an den Tag legten, der schon so wie die Hetze gegen Fremde in unseren Tagen geklungen habe. Und dann legt er so richtig los mit »Krieg gegen die Armen innerhalb der eigenen Grenzen« und dem Geld als entscheidenden Maßstab für den Stellenwert eines Menschen in diesem Land, auch dass man sich da als Armer keine Gefühle leisten könne. Immerhin hätten sie beide überlebt, stellt er fest. Das Ende ist den heiteren Aquarellen seiner Mutter gewidmet und ihrem Vornamen. Da liegt dann alles drinnen, alles Gefühl, zu dem dieser Sohn fähig ist. ■



Lukas Bärfuss
Königin der Nacht. Ein kurzes Buch über meine Mutter
Rowohlt, 128 S.



Ein Gewirr an Stimmen

Ein schillerndes Kaleidoskop aus Geschichten: Robert Seethalers »Die Straße«

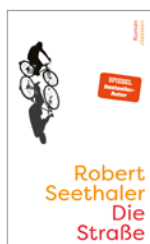
Von Ursula Ebel

So eindeutig wie der Titel seines Romans fällt auch die Konzeption aus. Seethaler lässt eine Vielzahl unterschiedlicher Figuren zu Wort kommen, alle sind durch die Heidestraße miteinander verbunden, sie wohnen dort – etwa im Altersheim – oder arbeiten in der etwas aus der Zeit gefallenen Straße. Sie befindet sich in keiner näher definierten Stadt: Sie könnte überall sein. Der Großteil ist in einer Mischung aus direkter Erzählsituation und innerem Monolog in der Ich-Form gehalten, oft setzt Seethaler auch Dialoge ein, mitunter ebenso Briefe oder Verordnungen.

Durch diesen speziellen erzählerischen Schachzug ist die Bündelung von Schicksalen, Persönlichkeiten und Ereignissen möglich. Einerseits.

Andererseits bleiben die Protagonist/innen in »Die Straße« auch etwas auf Distanz, es ist nicht möglich, sich mit allen zu identifizieren oder überhaupt klar auszumachen, wer sich gerade einschaltet. Es ergibt sich ein Gewebe aus Erzählsträngen, Erinnerungen und Anekdoten – wenn man sich als Leser/in damit arrangiert, hat man ein raffiniert komponiertes Buch vor sich. Diesem Roman geht es nicht um eine scharfsinnige Psychologisierung oder um eine artifizielle Sprache, sondern um das Einfangen einer Vielzahl von Momenten. Gleich einem Film setzt Seethaler in »Die Straße« auf Simultanität, ein Mosaik aus Geschichten und Figuren rückt unser aller Alltag in den Vordergrund. Dieses literarische Arrangement macht menschliche Gemeinsamkeiten wie nebenbei deutlich – vielleicht sollten wir uns alle nicht so ernst nehmen. ■

Robert Seethaler
Die Straße
Claassen, 240 S.



Leise Trauer

In »Laute Nächte« muss der Protagonist einen schweren Schicksalsschlag verarbeiten – einfühlsam und universell.

Von Katia Schwingshandl

Anne Freytags Werk strotzt vor Genrevielfalt: Jugendliteratur, Spannungsliteratur und jetzt auch, nun, sagen wir salopp: »normale« Literatur. Sie bedient alle Sparten. Nach dem großen Erfolg ihres Vorgängerromans »Blaues Wunder«, der für den Glauser-Preis 2026 nominiert ist und geschickt von Machtspielen auf einer Luxusyacht erzählt, spielt der neueste – »Laute Nächte« – zu einem großen Teil in Wien. Fast könnte man den Roman als Coming-of-Age-Literatur bezeichnen, aber eben nur fast: Protagonist Kenni muss mit seinen knapp 20 Jahren schon ein schweres Schicksal verdauen: Seine Freundin Jasmin ist vor nicht allzu langer Zeit bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er flüchtet von München nach Wien in eine WG, und gemeinsam mit Paul, Elif und Julia traut sich Kenni langsam wieder ans Leben heran. Große Zeitsprünge zwischen den einzelnen Kapiteln machen das Ausmaß seiner Trauer deutlich: Nämlich dass gewisse Dinge mit der Zeit heilen. Und andere Dinge, Liebe und Zuneigung, über die Zeit hinweg bestehen bleiben.

Als nicht ganz reine Coming-of-Age-Geschichte liest man Anne Freytags neuem Roman die Jugendliteratur durchaus an: Am Ende ist »Laute Nächte« ein leicht zu lesendes Sommerbuch, das sensibel und souverän zugleich die Emotion der Trauer erkundet. Und mit Stimme und Duktus generationenübergreifend alle Leser/innen anspricht. Da verzeiht man auch, dass Freytags Wien-Beschreibung manchmal hinkt: In österreichischen Kinos isst man nämlich salziges Popcorn, kein süßes! ■

Anne Freytag
Laute Nächte
Kampa, 320 S.



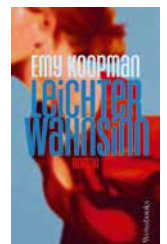
Amor vincit omnia?

»Leichter Wahnsinn« ist Emy Koopmans brillante literarische Untersuchung von Verliebtheit.

Von Nayra Jonke

A hat ein Tattoo am Unterarm, das einen Acéphale, ein Fabelwesen, darstellt. Ein Verweis auf den Theoretiker Georges Bataille, dem »jede Form von Erotik heilig« ist und der Begehren als dunkle Kraft begreift. Der niederländischen Journalistin Emy ist dieses Tattoo ein Zeichen, eine Vorahnung, dass sie sich tief in diesem Mann verstricken wird. Das Kennenlernen bei Dreharbeiten in Québec endet für die beiden intim im Hotelzimmer, jedoch: kein Sex, kein Kuss, denn Emy wie auch A sind anderweitig gebunden. Man entscheidet sich für den Versuch einer Long-Distance-Freundschaft, der ein gewisses Eskalationspotenzial eingeschrieben ist. Emy kann ihrem eigenen Begehren beim Durchwandern unterschiedlicher Stadien zusehen: dämlich verliebt, aufrichtige Obsession, Spiegelung der eigenen Illusionen oder Verschmelzung zweier Seelen? Koopman breitet das Phänomen des Verliebtseins sezierend aus, untersucht diese affektiven Disruptionen des Lebens, das neben (un-)glücklicher Liebe ebenso durchdrungen ist von Krankheit, Weltgeschehen, Kunst und Freundschaft. Koopman arbeitet als promovierte Literaturwissenschaftlerin im Spannungsfeld zwischen Literatur und Empathie. In ihrem Roman »Leichter Wahnsinn« nähert sie sich dem intellektuellen wie körperlichen Begehren aus verschiedenen Perspektiven, lässt Emy ausschweifend, aber nie redundant von zwischenmenschlichen Liebeskollisionen erzählen – davon, wie risikobehaftet dies als Frau auch sein kann. Und dennoch das Urteil: »Wenn wir der Verliebtheit müde sind, sind wir lebensmüde.« ■

Emy Koopman
Leichter Wahnsinn
U: Ruth Löbner
Weissbooks, 464 S.



Was wahr ist

Sharon Dodua Otoo neuer Roman zieht seine Stärke aus der Uneindeutigkeit.

Von **Stefanie Jaksch**

Der schmale Band »So, in etwa, ist es geschehen« von Sharon Dodua Otoo trägt das Zweifeln, die Unschärfe, die Frage nach Wahrheit bereits in sich. Amata Haller, in Deutschland lebend, mit Wurzeln in Ghana, hat ihren Chef Brockhaus umgebracht – nach einer gemeinsamen Autofahrt mit einem Schal erdrosselt. Sie sitzt in Haft und wartet darauf, dass das Urteil gesprochen wird. Doch wie konnte es zu dieser Gewalttat kommen?

Otoo hat ihren Roman schlau angelegt: Atemlos folgt man dem in einer fiebrigen Nacht niedergeschriebenen Bericht der berückend unzuverlässigen Erzählerin Amata, in dem sie nicht nur das eigene Leben nachzeichnet. Jedes Kapitel – mit »Die Wahrheit«, »Die ganze Wahrheit« oder »Wahrer geht nicht« überschrieben – fräst sich tiefer in die von Kolonialismus, Rassismus und Vernachlässigung geprägte Realität Schwarzer Menschen in Deutschland; die Ungerechtigkeiten und Demütigungen ziehen sich über Generationen.

Doch Otoo bleibt nicht an diesem Punkt stehen: Der zweite Teil widmet sich dem getöteten Brockhaus. Die Aufzeichnungen seines Handys, die sein pausenloses Einreden auf Amata dokumentieren, zeigen einen Mann in steter Selbstversicherung, der nicht versteht, wie ihm sein Leben so wegrutschen konnte. Eine endlose Suada über Amatas Aussehen, seine Exfrau, seine Weltsicht: Brockhaus redet sich um Kopf und Kragen. Otoo vermeidet eindeutige Antworten. Was Wahrheit ist, bröckelt Satz für Satz. Es ist keine leichte Lektüre, die sie uns damit zumutet – aber eine notwendige. ■



Sharon Dodua Otoo
So, in etwa, ist es geschehen
S. Fischer, 144 S.

Liebe ist die Welt, Schmerz ist die Welt

Hier klickt die Sprache wie der Schlüssel ins Schloss: Olivia Laings Debüt »Crudo« ist schmerzlich schön.

Von **Katia Schwingshandl**

Einsamkeit, Alkoholismus, Kunst – damit beschäftigte sich die britische Schriftstellerin Olivia Laing bisher. Ihr erster Roman »Crudo« folgte 2018, Laing hat ihn quasi in Echtzeit geschrieben: zwischen Trumps erster Amtszeit, Nazis in Charlottesville und Umweltkatastrophen – der Beginn des unaufhörlich voranschreitenden Weltuntergangs. Spielerisch werden die Rollen verteilt, damit auch ja klar ist: Das Ich ist sie und sie ist Kathy. Wenn man dann verstanden hat, dass es sich hier um die 1997 verstorbene Schriftstellerin Kathy Acker handelt und sie sich mit ihrem Schmerz, ihrem transgressiven Schreiben, ihrem Kampf mit der Welt, mit Macht, Sex, Gewalt immer wieder bildhaft vor Augen hält, hat man beim Lesen schon viel gewonnen. Aber nicht nur damit. Man profitiert auch von den punktgenauen Beobachtungen dieser Kathy-Olivia (»als würde man den Schlüssel ins Türschloss der Sprache schieben«), die ganz kurz vor ihrer Hochzeit steht, erst in Italien urlaubt; man gewinnt diese trocken lustern abgründige Perspektive auf die stachelige Welt. Eine Stimmung, durchtränkt von süßer Hoffnungslosigkeit, treibt uns Lesende durch den Roman, eigentlich ein Dahingeplänkel, aber eben ein sehr gravierendes. Kathy besteht aus Sehnsucht und Begierde, widerborstig, will trotz allem die Liebe lernen. »Sie war wie ein wildes Tier, mit Liebe wusste sie nichts anzufangen, sie erlebte sie als Übergriff, als Vorspiel zu Verlust und Schmerz.« ■



Olivia Laing
Crudo
Ü: Thomas Mohr
btb, 160 S.



316 Seiten, gebunden,
Lesebändchen • **EUR 24,00**
ISBN 978-3-99029-719-3
Erscheinungstermin: Juni 2026

**ALENA
MORNŠTAJNOVÁ**

geboren 1963, studierte Englisch und Tschechisch an der Universität Ostrava. 2013 erschien ihr erster Roman, *Slepá mapa* (Blinde Karte); 2015 ihr zweiter Roman *Hotýlek* (Das kleine Hotel), ihre Texte wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. 2018 erhielt sie für ihren dritten Roman *Hana*, der Teile ihrer Familiengeschichte verschriftlicht, den Tschechischen Buchpreis und zählt seither zu den beliebtesten zeitgenössischen Schriftstellerinnen ihres Landes.

Wieser Verlag
www.wieser-verlag.com

A-9020 Klagenfurt/Celovec • 8.-Mai-Straße 11
Tel. +43 (0)463 37036 • office@wieser-verlag.com



Alena Mornštajnová Zeit der Wespen Roman

aus dem Tschechischen von **Hana Hadas**

Alena Mornštajnová, eine der erfolgreichsten Stimmen der tschechischen Gegenwartsliteratur, erzählt in *Zeit der Wespen* eine leise, eindringliche Geschichte über die Macht der Vergangenheit. Im Mittelpunkt stehen Bára und der rätselhafte »Ptáčník«, ein Einzelgänger, der sein Leben den Vögeln widmet. Während er gelernt hat, mit dem Vergangenen zu leben, ist Bára überzeugt, dass ein Eingriff ihr Leben einst aus der Bahn geworfen hat – und sucht nach einem Weg, die Erinnerung umzuschreiben.

Was beide verbindet, liegt lange im Verborgenen: eine gemeinsame Vergangenheit, die ihre Lebenswege geprägt hat. Mornštajnová entfaltet diese Beziehung mit psychologischer Feinheit und großer erzählerischer Ruhe.

Ein atmosphärischer Roman über Schuld, Verlust und die leise Hoffnung auf Veränderung – und über die kleinen Dinge, die Halt geben und neues Leben ermöglichen.

UNTER DER MEERES- OBERFLÄCHE

Von Barbara Seidl-Reutz

Wasser, Sonne, Leichtigkeit: Auch literarisch liegt der Sommer in der Luft. Vier ausgewählte Sommerromane über das, was wir wollen, und was uns entgleitet.

Sylvia und ihre Freund/innen waren an der Uni unzertrennlich, jetzt haben sie Jobs, Beziehungen, Kinder, Routinen. Für eine Woche ziehen sie sich gemeinsam an einen See zurück, ins grelle Licht des Mittsommers. Sie kochen, reden, fangen Krebse, trinken zu viel, knüpfen an alte Gespräche an. Doch als der wahre Grund für das Treffen ans Licht kommt, geraten die sorgsam gebauten Lebensentwürfe ins Wanken. Was als Wiedersehen beginnt, entwickelt schnell eine eigene Dynamik.

»Fast Abend, immer noch hell« von Linea Maja Ernst setzt genau hier an, führt mitten hinein in diese fragile Konstellation. Im Zentrum steht Sylvia, eine Tagträumerin, die sich selbst nicht ganz traut. Sie ist mit Charlie zusammen, dieser souveränen, fast märchenhaft perfekten Partnerin, und spürt gleichzeitig, wie ihr Begehren in andere Richtungen wandert. Kvæde, der einzige Single, bewegt sich mit Charme und einer neu gewonnenen Körperlichkeit durch die Gruppe, als würde er sich selbst gerade erst erfinden. Gry und Adam verkörpern ein Leben, das nach Stabilität aussieht, mit Kindern, Struktur, Verlässlichkeit. Esben und

Karen wirken wie ein Versprechen von Zukunft, geschniegelt, sicher, bereit für den nächsten Schritt.

Der Roman hat Tempo, hat Drive. Die Sprache ist direkt, sinnlich, immer nah an den Figuren. Man liest schneller, als man will, weil sich alles zuspitzt – Szene für Szene, Berührung für Berührung. Es ist diese Spannung, das Gefühl, dass gleich etwas kippt. Und es kippt tatsächlich: Blicke werden länger, Gespräche offener, Körper sprechen deutlicher als Worte.

Gleichzeitig entsteht ein sehr klares Bild einer Generation, die sich nicht mit einfachen Antworten zufriedengibt. Wie frei ist ein Leben wirklich, wenn es sich entschieden hat? Und lässt sich Be-

gehren überhaupt ordnen, ohne etwas zu verlieren?

Kian und Marco stehen an einem Punkt, an dem andere gerade erst anfangen zu träumen, doch sie haben früh gelernt, wie schnell alles verloren gehen kann. In »Vielleicht im Sommer« beginnt alles mit einem Bruch. Kian, 15, wächst bei einem Vater auf, der mehr mit sich selbst als mit seinem Sohn beschäftigt ist. Nach einem einschneidenden Verlust landet er im Heim, ein Ort, der nach Stillstand riecht und nach Regeln, die nichts mit ihm zu tun haben. Für ihn ist sofort klar, dass er nicht bleiben wird. Beim Versuch zu fliehen, trifft er auf Marco, der nicht einfach wegläuft,



Foto: Shutterstock

sondern ein Ziel hat. Nach Jahren im Waisenhaus hat er erfahren, dass es an der Nordsee eine Halbschwester gibt. Eine Spur von Familie, die ihn antreibt.

Gemeinsam gelingt ihnen der Ausbruch. Und plötzlich öffnet sich die Welt. Straßen, die irgendwohin führen, Nächte unter freiem Himmel, dieses neue Gefühl, niemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Auf ihrem Roadtrip entsteht zwischen den beiden etwas, das langsam wächst: Vertrauen, Verlässlichkeit, eine Nähe, die ohne viele Worte auskommt. Zwei, die gelernt haben, allein zu bestehen, und plötzlich nicht mehr allein sind.

Lukas Mi-Sa Nguyễn Egger bringt in dieses Debüt eine Perspektive ein, die sich spürbar aus eigener Erfahrung nährt. Als Sohn eines vietnamesischen Vaters und einer deutschen Mutter hat er sich früh mit Fragen von Zugehörigkeit und Ausgrenzung auseinandergesetzt. Diese Sensibilität prägt den Roman. Die Sprache ist direkt und klar, nichts wird beschönigt. Aus der Enge des Anfangs entwickelt sich eine Bewegung nach außen, die wie ein Aufatmen wirkt. Und immer wieder wird das Meer zum Ziel, zum Sehnsuchtsort für etwas, das größer ist als das, was hinter ihnen liegt.

In »Die Ozeanschwimmerin« ist das Meer kein reiner Sehnsuchtsort mehr, sondern wird zum zentralen Schauplatz. Es ist präsent in jeder Szene, greift ein, setzt Grenzen, gibt den Takt vor. Wer sich hier hineinbegibt, begegnet einer Kraft, die ihren eigenen Gesetzen folgt und keinerlei Kontrolle mehr zulässt.

Im Mittelpunkt steht Sophie. Nach einem Bootsunglück hat sie ihren Mann und ihren Sohn verloren, und mit ihnen ist auch jeder Halt verschwunden. Genau in diesem Moment stellt sich die Herausforderung, die »Ocean's Seven« zu schwimmen, sieben der härtesten Meerengen der Welt innerhalb eines Jahres. Im Badeanzug, Stunde um Stunde, kämpft sie sich durch Nordkanal, neuseeländische Cook Strait und andere extreme Gewässer. Kälte, Strömungen, Quallen, Wellen: Jede Etappe verlangt ihr alles ab.

Charlotte Tarnowski erzählt diese Reise mit einem starken Gespür für Spannung und Körperlichkeit. Der

Linea Maja Ernst
**Fast Abend,
immer noch hell**
Ü: Ursel Allenstein
S. Fischer, 256 S.

Lukas Mi-Sa
Nguyễn Egger
Vielleicht im Sommer
Piper, 272 S.



Charlotte Tarnowski
Die Ozeanschwimmerin
Goldmann, 352 S.

Virginie Grimaldi
**Unser Sommer
endet nie**
Ü: Sabine Schwenk
Eisele, 352 S.



Rhythmus des Schwimmens trägt durch die Kapitel, der Körper wird zum Maßstab, jeder Zug eine bewusste Entscheidung weiterzumachen. Die Gezeiten spiegeln die innere Bewegung: Schmerz, Wut, Erschöpfung, aber auch kurze Momente von Klarheit. Das Meer konfrontiert, zwingt zur Auseinandersetzung, verlangt Geduld, Vertrauen, Achtsamkeit. Es bringt Sophie an physische und psychische Grenzen und macht sichtbar, was darunter liegt. Auch Sophies Begleiter/innen sind Teil dieser Bewegung, reagieren, fordern, halten dagegen.

Der Roman entwickelt daraus einen starken Sog. Er verbindet die Wucht der Natur mit einer sehr persönlichen Geschichte und hält diese Spannung konsequent. Mitunter nah am Pathos, aber getragen von einer Intensität, die bis zum Schluss anhält.

Auch in »Unser Sommer endet nie« greifen Vergangenheit und Gegenwart ineinander. Schauplatz ist ein Haus am Meer, das alles gesehen hat. Es erinnert an Sommer voller Leichtigkeit, Türen, die zugeknallt, Sätze, die nie gesagt wurden. Jetzt treffen zwei Schwestern dort wieder aufeinander. Nach fünf Jahren Schweigen, und einem schmerzlichen Verlust, der freilegt, was zwischen ihnen liegt.

Emma, die ältere, ist strukturiert, kontrolliert, mit klarem Blick nach vorn. Agathe impulsiver, näher an dem,

was war. Und sofort ist da wieder diese Reibung. Sie überraschen einander, stoßen sich ab, geraten aneinander. Alte Muster wiederholen sich, neue kommen dazu. Virginie Grimaldi erzählt diese Begegnung, indem sie Perspektiven nebeneinanderstellt. Eine Situation, zwei Sichtweisen. Erinnerungen schieben sich in den Moment. Stück für Stück entsteht ein Bild, das nicht linear ist, sondern sich aus Puzzleteilen zusammensetzt. Und mit jedem Teil wird deutlicher, was unter der Oberfläche liegt: Eine Verbundenheit, die nie ganz verschwunden ist.

Der Ton bleibt leicht, beweglich, lässt Raum für Humor, selbst wenn es weh tut. Trauer, alte Verletzungen, unausgesprochene Erwartungen stehen im Raum. Dabei entwickelt sich eine Dynamik, die beim Lesen mitreißt. Wir lachen mit ihnen, wir leiden mit, erkennen uns wieder, auch dort, wo es unangenehm wird.

Und dann ist da das Meer. Immer in Sichtweite. Es zieht an, lockt hinaus, steht für das, was größer ist als der eigene Schmerz. Wer hineingeht, spürt den Körper wieder, lässt für einen Moment los, wird getragen. Gleichzeitig verlangt es etwas, man muss sich hineinwagen, sich dem Wasser aussetzen, dem Unberechenbaren. Für einen kurzen Moment tauchen Delfine im Wasser auf und verschwinden wieder. Das Meer macht nichts gut. Aber es öffnet einen Raum für Hoffnung. ■



REDAKTIONS- EMPFEHLUNGEN

Von den Nachttischen der Buchkultur-Redaktion



Andreas Knabl

Der Comic-Künstler André Breinbauer holt mit seiner hinreißenden Graphic Novel »Blutsauger« den Dracula-Stoff nach Wien und kritisiert darin bildstark ein zentrales Problem vieler heutiger Großstädte.

André Breinbauer **Blutsauger** Carlsen Comics, 248 S.



Katia Schwingshandl

Noch ein Bachmann-Fundstück: Die herrlich trockene, auf den Punkt getroffene illustrierte Biografie »der Bachmann«, chronologisch rückwärts erzählt. Macht verlässlich lachen und weinen.

Jörg Schorn **Die Bachmann. Eine illustrierte Biografie** Jacoby & Stuart, 120 S.



Konrad Holzer

In einer dystopischen Umwelt erlebt ein Mensch, der Mann oder Frau sein könnte, wunderbar intime Szenen zwischen Menschen und auch einem Pferd.

Ali Smith **Gliff** Ü: Stefanie Jacobs, Luchterhand, 304 S.



Nils Jensen

Eine dichtgepackte Räubersg'schicht mit Hintergrund! Geschrieben von einem Schalk, für besondere Leserinnen und Leser.

Thomas Northoff **Die unerzählte Geschichte vom Bettelgeiger und der heiligen Kümmernis. Eine Schweißkiade** Bibliothek der Provinz, 656 S.



Johannes Lau

Register der Rohrspatzen: Dieses liebevoll arrangierte Kompendium spuckt sprachlich Grant, Gift und Galle und zeigt, wie facettenreich sich Menschen echauffieren können.

Wolfgang Hörner, Tobias Roth (Hg.) **Die hohe Kunst des Schimpfens** Das Kulturelle Gedächtnis, 224 S.





LITERATUR IST...

... keine Frage des Wahrheitsgehalts

Es ist ein Kreuz mit dem Schreiben. Manche können's und wollen's nicht. Manche wollen's und bekommen's nicht hin. Bei manchen sitzt das Schreibhandwerk tipptopp, aber sie haben nichts zu erzählen. Andere wiederum hätten viel zu erzählen, aber wissen nicht wie. Wieder andere wissen vielleicht gar nicht, dass sie etwas zu erzählen hätten, und tun's deshalb gar nicht erst ...

Wie ich darauf komme? Erlauben Sie mir ein paar Gedanken über den Wahrheitsgehalt von Büchern; wer eigentlich schreiben sollte – und warum wir manche (wahren) Geschichten schlussendlich so gerne lesen. Wir leben in einer Zeit, in der die Memoirs Hochkonjunktur haben. Klar, dass es dafür auch längst eine Genrebezeichnung gibt, ja das Genre kommt mir sogar recht neu vor, obwohl diese Art zu schreiben bestimmt schon im 18. Jahrhundert ihre Wurzeln hat. Der Übergang des Memoirs zu anderen Gattungen ist ein fließender, er tropft in Richtung Autobiografie, die akkurat einzelne Lebensstationen abhandelt, und in Richtung Essay, das zwar aus persönlicher Sicht geschrieben ist, sich aber doch an einem bestimmten Begriff abarbeiten möchte. Das Memoir franst aus, es darf ausfransen, denn Bücher wollen sich selten in die für sie erschaffene Schublade hineinlegen, das Hineinlegen erledigen dann wir. Ein Memoir verweist klar auf die memoria, die Erinnerung, und ist demnach genauso frei, wie eben die Erinnerung frei ist. Im Grunde genommen ist die Erinnerung immer auch schon Autofiktion. Sie merken: Ich versuche zu verstehen, was mich daran so fasziniert. Besonders stark wirken Memoirs auf mich in einer unmissverständlich politischen Form: Annie Ernaux, Maggie Nelson, Didier Eribon, Édouard Louis, Saša Stanišić – sie alle greifen wesentliche Identifikationsmomente aus ihren eigenen Biografien auf, laden sie politisch auf, indem sie nahbar für uns Lesende ihre Erinnerungen zugänglich machen. Literatur kann eben auch sein, Menschen dabei über die Schulter zu schauen, wie sie ihr Leben mit Bedeutung und Sinn aufladen.

Der britische Schriftsteller Blake Morrison hält in seinen Überlegungen über das Memoir fest, dass es dafür nicht einmal der Ich-Form bedarf. Und er spreche seinen Studierenden immer gut zu, sagt er: Sie sollen sich ja keine Gedanken darüber machen, was der oder die Ex denkt, die Geschwister, der grantige Onkel – weil es eben immer die eigenen Erinnerungen sind und nicht die der anderen.

Ein Schreiben, das sich zwischen Konfession und Oversharing bewegt, und vielleicht gerade deshalb so stark ist? Ein Schreiben am schmalen Grat der Wahrheit, das davon lebt, dass es immer wieder über die Klippe stürzt.

Ich stelle mir so ein Schreiben fast unmöglich vor. Das, was andere aus dem eigenen Leben am meisten interessiert, ist nämlich zumeist auch das, was am schwierigsten zu teilen ist. Dieser letzte Mut, der dazugehört, Spicy Details mit einfließen zu lassen, ist genau der Unterschied, der den Text am Ende unfassbar gut macht. Oder eben total misslungen. Und wenn der Text dann schließlich den Leser/innen unter die Nasen gerät, muss es ein unbeschreiblicher Adrenalinkick sein, zu wissen, was man hier – potenziell – mit der Welt geteilt hat.

Ein befreundeter Schriftsteller meinte einmal zu mir, er wolle nicht autofiktional schreiben, das könne nur schiefgehen. Das Ego stehe ihm beim Schreiben im Weg: Man nehme sich selbst immer viel zu wichtig, was wiederum den Text komplett verfälsche und paradoxerweise erst recht wieder unauthentisch mache. Verstehen Sie? Er vertrat die Meinung, erst das fiktionale Schreiben biete genug Freiräume, um persönliche Erfahrungen in den Text mit einfließen zu lassen. Das leuchtete mir ein. Seitdem achte ich viel stärker als zuvor auf die zugrundeliegenden Glaubenssätze von Autor/innen: Nicht etwa: Schreiben sie autobiografisch? Sondern viel eher: Sind ihre Texte erkennbar autobiografisch? Wie gehen sie mit ihrer eigenen – vermeintlichen – Wahrheit um?

Andere Schriftsteller/innen lenken mit aller Kraft von der Frage weg, auf welchem Wahrheitsgehalt denn nun ihr Buch beruht (und letztendlich, welchem Genre es zuzuordnen ist). Sind das wahre Begebenheiten? Und hier stimme ich auch wirklich zu: Ob gewisse Dinge am Ende wirklich passiert sind, ob ein Buch auf den Erfahrungen einer Autorin, eines Autors basiert, ist tatsächlich einerlei. Wichtig ist, dass wir gern davon lesen und dass es glaubhaft ist – egal, ob erfunden und erlogen oder nicht.

Und vielleicht ist das auch die Antwort auf das Kreuz, das das Schreiben mit sich bringt: Wer etwas zu erzählen hat und es nicht tut, weil er fürchtet, es nicht hinzubekommen – der irrt. Einfach anfangen, lautet die Devise. Wer wartet, bis er oder sie schreiben kann, wartet meistens zu lang. Ein guter Text muss nur stimmen, nicht wahr sein. ■



Der Krieg vor der Tür

»Eddos goldenes Lächeln« ist eine Geschichte über das eindrucksvolle Leben der Frauen im Sudan.

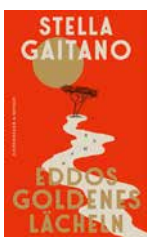
Von Christina Vettorazzi

Die südsudanesische Autorin und Menschenrechtsaktivistin Stella Gaitano legt mit ihrem Debütroman eine in Europa weitgehend unbekannte Geschichte vor. Gaitano, 1979 in Khartum geboren, studierte Pharmazie und Public Health im Sudan. Nach der Abspaltung des Südsudans wurde Gaitano staatenlos, sie lebt heute in Deutschland. 2022 war sie Stipendiatin des PEN-Programms Writers in Exile, ihr Debüt war ein großer Erfolg: »Eddos goldenes Lächeln« wurde als erster südsudanesischer Roman mit dem PEN Translates Award ausgezeichnet. Der Text setzt ein in einem südsudanesischen Dorf, kurz bevor der Bürgerkrieg zwischen der muslimisch-arabischen Bevölkerung im Norden und der christlich-afrikanischen Bevölkerung im Süden ausbricht. Nachdem ihre Mutter Eddo stirbt, flieht Lucy mit ihrem Mann nach Norden, in die Stadt Khartum. Dort wohnen sie bei ihren Freunden Theresa und Peter und bekommen fast im Jahrestakt ein Baby – während die Konflikte das Land erschüttern.

Das Herzstück dieses Romans sind die Frauenfiguren, denn sie sind alle charakterstark, tiefgründig und sehr unterschiedlich. Lucy etwa konzentriert sich allein auf die Mutterschaft und sagt Sätze wie: »Die Frau ist nur in ihrem Grab Gast, weil dort niemand ist, dem sie dienen kann.« Dschalaa hingegen kämpft als Anwältin für Menschenrechte und liest Simone de Beauvoir.

»Eddos goldenes Lächeln« wird all jene faszinieren, die mehr über die südsudanesische Kultur lernen wollen. Denn diese Geschichte vereint Differenzierung und Tiefgang auf jeder Seite. ■

Foto: Martin Steffen



Stella Gaitano
Eddos goldenes Lächeln
Ü: Larissa Bender
Kiepenheuer & Witsch, 288 S.

Letzter Ausweg Deutschland?

Wie man für einen friedlichen, konstruktiven Ansatz zur Koexistenz plädiert und gleichzeitig seines Lebens nicht sicher ist.

Von Maria Leitner

»Die Hamas verwandelte Gaza in einen Ort der Angst und benutzte die Religion, um die Taten zu rechtfertigen.« Bereits als Zehnjähriger hat Hamza Abu Howidy den blutigen Kampf der Hamas – terroristisch eingestufte, palästinensische sunnitisch-islamische Organisation und Ableger der Muslimbruderschaft – gegen die säkular-sozialistische Fatah – Nationale Befreiungsbewegung Palästinas – miterlebt. Seitdem, also seit 2007, übt die Hamas Regierungsgewalt im Gazastreifen aus. Howidy floh 2023 und kam 2024 über die Türkei und Griechenland nach Deutschland. Hier droht ihm nun die Abschiebung nach Griechenland, das er auf Todesdrohungen der Hamas hin verlassen hatte: Deutschland, das vermeintlich sichere Land – auch hier ist es für einen Friedensaktivisten viel komplizierter, als man glauben möchte.

Zusammen mit Judith Poppe, Auslandsredakteurin der taz und bis 2023 Korrespondentin für Israel und die palästinensischen Gebiete, hat Howidy nun seine Geschichte niedergeschrieben: beginnend mit dem Vater, der wie fast alle seiner Generation Hebräisch sprach, der ihm Säkularismus vermittelte – »Kein Imam soll über deine Zukunft entscheiden!« – und ihm durch seine Bildung die englischsprachige Welt eröffnete. Einfach, schnörkellos und nichts beschönigend (auch nicht die Prügel des gebildeten Vaters) erzählt er von der Indoktrinierung der Kinder und Jugendlichen durch die Hamas, bis er selbst durch Gespräche und Bücher zu sehen beginnt, dass auch die israelische Gesellschaft vielfältig ist. Beeindruckend! ■

Hamza Abu Howidy
Muscheln am Strand von Gaza
S. Fischer, 240 S.



Foto: Siggy Nowak via Pixabay





Von Geistern und Großstadt

Farai Mudzingwa, Essayist, Literat und Journalist, legt ein flirrendes, soghaftes Debüt vor.

Von Sylvia Treudl

Im Dorf von Jedza ist nicht viel los? Das stimmt nur, wenn man die Macht der Geister außer Acht lässt. Nachdem der Vater endlich das ersehnte Fahrrad bewilligt, kann Jedza nun mit den Freund/innen wilde Touren unternehmen. Doch eine nimmt ein furchtbares Ende: Es bedeutet den Schlusspunkt einer Kindheit und den Anfang einer Getriebenheit, die von Dämonen befeuert wird. Als junger Mann zieht Jedza nach Harare – und begegnet in den Avenues der leuchtend-bunten Großstadt anderen Geistern, die nicht freundlicher sind.

In seinem fulminanten Debütroman, dem der Autor im Gespräch mit dem Verlag »gut unterhaltene, schockierte und wütende Leser« wünscht, gelingt dem aus Simbabwe stammenden Farai Mudzingwa eine überzeugende Kombination mehrerer Ebenen: »Mein Ziel war, eine gewisse Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu überbrücken.« Die Folgen der Kolonialzeit schwingen ebenso mit wie die beeindruckende Behandlung afrikanischer Spiritualität, weitab vom Klischee. Der gesamte Roman klingt, leuchtet und düstert; als besonderer Gewinn für uns Leser/innen sind die Fußnoten zu werten. Mudzingwa erklärt sie folgendermaßen: »Sie sind meine Art, die Leser anzustupsen und ihnen ins Ohr zu flüstern. Sie sollen von all dem irren Kram erfahren, der rings um das passiert, was auf der Seite los ist. Nur einen Moment lang will ich mit ihnen einen Schritt zurücktreten und den Kopf über das schütteln, was hinter der Geschichte steht.« Ein tollkühner und beeindruckender Erstling. ■



Farai Mudzingwa
Die Avenues
Ü: Jan Schönherr
Unionsverlag, 304 S.

Foto: Unionsverlag

Tibetische Traditionen

Emotional erzählt die unter Pseudonym schreibende Serdon Lhamo eine Liebes- und Fluchtgeschichte.

Von Sieglinde Wöhrer

Während Phuntsok sein Schwert zieht, wird er von einem Chinesen erschossen. Diese Szene zeigt deutlich das Ungleichgewicht zwischen den zwei Kulturen, die im Buch aufeinanderprallen. Der Roman spielt in den Fünfzigerjahren, Tibet wird von China unterwandert und in der Hauptstadt Lhasa formieren sich Widerstandsgruppen. Vor diesem Hintergrund erzählt die Autorin Serdon Lhamo in ihrem Debütwerk die Familiengeschichte der Protagonistin Karma.

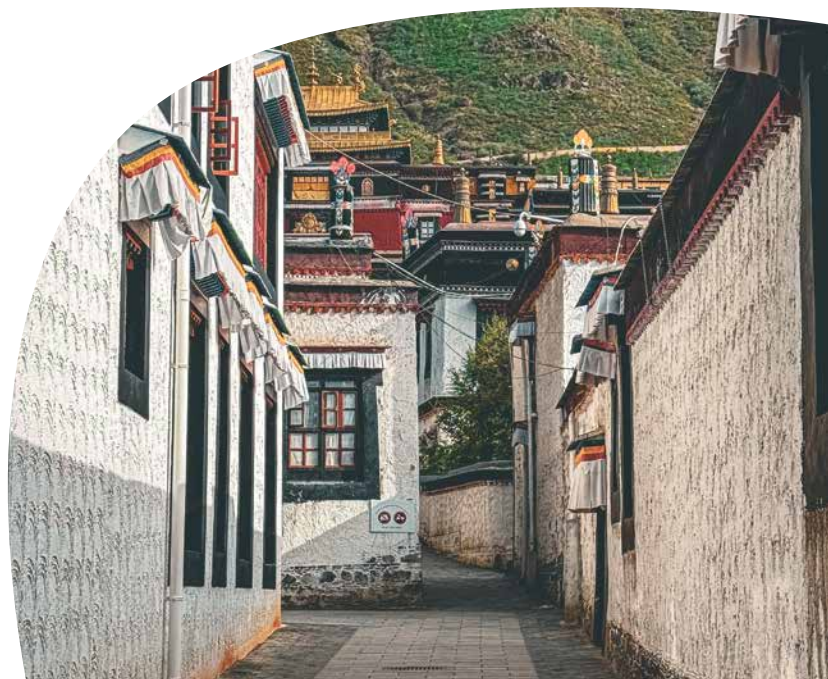
Etwa zehn Jahre liegen zwischen den beiden zeitlichen Perspektiven, in denen sich das Leben der jungen Generation stark verändert hat. Karma ist kein verliebtes Schulmädchen mehr, sondern mit ihrer kleinen Tochter Lhomo auf der Flucht nach Indien. Ihr Mann und ihre Brüder kämpfen im Widerstand und ein Freund der Gruppe hadert mit Schuldgefühlen. In wichtige Angelegenheiten wird Karma als junge Frau nicht einbezogen, sie fügt sich aber in die Entscheidungen der Männer ein.

Das Geschehen ist geprägt vom Alltag und den Traditionen der tibetischen Kultur, und die Autorin berichtet ausholend, wie ihre Figuren durch vergangene Ereignisse miteinander verbunden sind, was für den späteren Verlauf der Geschichte jedoch wenig Bedeutung hat. Das Buch streift politische Umstände, die Handlung fokussiert sich aber auf die Beziehungen und Verhaltensmuster der Figuren untereinander. Die meisten Ereignisse werden oberflächlich erzählt, im Vordergrund stehen das Gefühlsleben von Karma und etwas später auch die Ausweglosigkeit der jungen Männer, die in chinesische Gefangenschaft geraten. ■

Serdon Lhamo
In den Gassen von Lhasa
Prong Press, ca. 200 S.



Foto: Shutterstock



INGEBORG BACHMANN
UND IHR GENRESPRENGER
VON EINEM ROMAN

ES GIBT NUR DEN KRIEG

Von Martin Thomas Pesl

Vor 100 Jahren wurde Ingeborg Bachmann geboren. Aufg'legt, dass Suhrkamp ihren einzigen vollständigen Roman »Malina« neu auflegt. Wie macht er sich bei der Wiederlektüre?

Pink wie der »Barbie«-Film: Das Cover der Zentenariumsedition von Ingeborg Bachmanns »Malina« behauptet einen positiven Feminismus, an dem sich auch Greta Gerwig versuchte, als sie die langbeinige Mattel-Puppe vor drei Jahren höchst erfolgreich zum Leben erweckte. Im Sommer 2023 konkurrierte ihr Werk mit Christopher Nolans »Oppenheimer« medienwirksam um Platz 1 an den Kassen. Ironischerweise ist das Schwarz-Weiß-Epos über den Vater der Atombombe im Grundton Bachmann um einiges näher.



Ingeborg
Bachmann
Malina
Suhrkamp, 383 S.

»Es gibt nicht Krieg und Frieden, es gibt nur den Krieg«, zitiert Elfriede Jelinek sie in ihrem Nachwort der Suhrkamp-Neuausgabe. Die heutige Literaturnobelpreisträgerin hat es zwar schon 1983 verfasst, zehn Jahre nach Bachmanns Tod, im Auftrag des Magazins DER SPIEGEL. Dort bezahlte man sie für ihren Text, druckte ihn aber nicht. Die Redaktion hatte sich wohl Bachmann-Bashing erwartet, Jelinek jedoch – die wieder eine knappe Dekade danach das Drehbuch zu Werner Schroeters »Malina«-Verfilmung schreiben sollte – pries ihre tote Kollegin und Landsfrau und verteidigte sie gegen männliche Übermachtsfantasien. Vielleicht rechtfertigt diese Schwesternschaft ja wieder die pinken Buchdeckel.

»Malina« ist der einzige vollendete Roman von Bachmanns geplantem »Todesarten«-Zyklus. Die Kritik tat ihn nach seinem Erscheinen 1971 als irrelevante Innenschau ab. Als die Verfasserin zwei Jahre darauf spektakulär verstarb, las man alles Mögliche hinein: Sie hatte Schlaftabletten genommen und sich ins Bett gelegt, das aufgrund einer glimmenden Zigarette Feuer fing. Der Roman endet (vermutlich) mit dem Tod der ähnlich passiven weiblichen Erzählfigur, dem allerdings der ominöse Satz »Es war Mord.« nachgestellt wurde.



Zum Scheitern verurteilt scheint der Versuch, eine Handlung zusammenzufassen. Die Ausgangslage stellt sich in etwa so dar: In ihrer Wohnung in Wiens Ungargasse strauchelt die Erzählerin in ihrer Beziehung zu zwei Männern: Ivan, einem Ungarn, und dem Militärhistoriker Malina, der wahrscheinlich nur ihrer Fantasie entsprungen ist. Das deuten der weiblich klingende Name und die teils geisterhafte Präsenz des Mitbewohners an.

Auch bei heutiger Wiederlektüre beeindruckt die flirrende Sprache, die auch dann konkrete Bilder evoziert, wenn nicht so ganz klar ist, was eigentlich geschildert wird. Bachmanns unangestrengt freimütige Nutzung diverser Genres und Textsorten wirkt nach wie vor besonders: Märchen, Protokoll, innerer Monolog, Brief, Theaterstück. Nur die stark binäre Betrachtung der Geschlechter und ihrer Zuschreibungen ist sichtlich in der damaligen Zeit verhaftet. ■

INGEBORG BACHMANN (1926–1973)

Der nach ihr benannte Lesewettbewerb in ihrer Geburtsstadt Klagenfurt am Wörthersee hat sie noch berühmter gemacht, als sie es bei ihrem Tod schon war. Trotz wiederkehrender Unkenrufe wird der Bachmannpreis immer noch vom ORF ausgerichtet. Hier arbeitete die Autorin ab 1950 als Redakteurin. Bei Lesungen der Gruppe 47 tat sie sich als Lyrikerin hervor, später wechselte sie zu Kurzprosa. Während ihrer Beziehung zum Komponisten Hans Werner Henze schrieb sie für diesen auch Opernlibretti, jene zum Autor Max Frisch mündete in einen herzerreißenden Briefwechsel. »Malina« war als Auftakt zu einer Trilogie über Todesarten geplant. Die Folgewerke »Der Fall Frenza« und »Requiem für Fanny Goldmann«, in denen es den jeweiligen Protagonistinnen übel an den Kragen geht, erschienen posthum in Fragmenten.

Missliche Begegnungen: Zitate aus Ingeborg Bachmanns »Malina«

»Meine Beziehung zu Malina hat jahrelang aus mißlichen Begegnungen, den größten Mißverständnissen und einigen dummen Phantastereien bestanden – ich will damit sagen, aus viel größeren Mißverständnissen als die zu anderen Menschen. Ich war allerdings von Anfang an unter ihn gestellt, und ich muß früh gewußt haben, daß er mir zum Verhängnis werden müsse, daß Malinas Platz schon von Malina besetzt war, ehe er sich in meinem Leben einstellte.« S. 14

»Sehr geehrter Herr Ganz, das erste, was mich an Ihnen gestört hat, war der gespreizte kleine Finger, als Sie in einer Runde von Leuten sich in Szene setzten und Ihre Aperçus zum besten gaben, die der Tischrunde und mir neu erschienen, mir aber bald nicht mehr, da ich sie noch viele Male von Ihnen hörte, in der Gegenwart anderer Runden.« S. 111

»Mit dem Katalog des Heeresmuseums gehe ich durch alle Zimmer, die Wohnung sieht aus, als wäre sie seit Monaten nicht bewohnt worden, denn wenn Malina allein ist, entsteht nirgends Unordnung.« S. 185

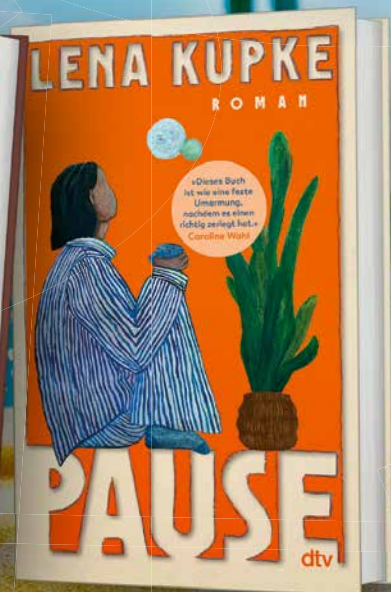
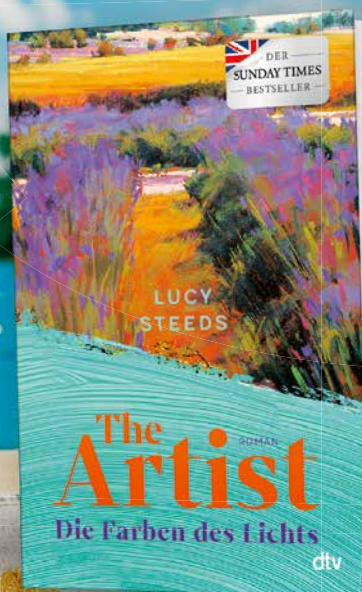
»Ich nehme einen Kugelschreiber und fange an, einen Fragebogen auszufüllen. Ich bin hinreichend, bin gut, sehr gut, überdurchschnittlich informiert. Der Kugelschreiber schmiert zuerst, dann scheint er leer zu sein, dann schreibt er wieder dünn. In kleine leere Kästchen mache ich Kreuze. Macht Ihr Mann Ihnen nie, selten, überraschend oder nur an Geburtstagen und am Hochzeitstag ein Geschenk? Ich muß sehr vorsichtig sein, alles hängt davon ab, ob ich an Malina denke oder an Ivan, und ich kreuze für beide weiter an, für Ivan zum Beispiel nie, für Malina überraschend, aber darauf ist auch kein Verlaß.« S. 279

»Es kommt niemand zu Hilfe. Der Rettungswagen nicht und nicht die Polizei. Es ist eine sehr alte, eine sehr starke Wand, aus der niemand fallen kann, die niemand aufbrechen kann, aus der nie mehr etwas laut werden kann. Es war Mord.« S. 372

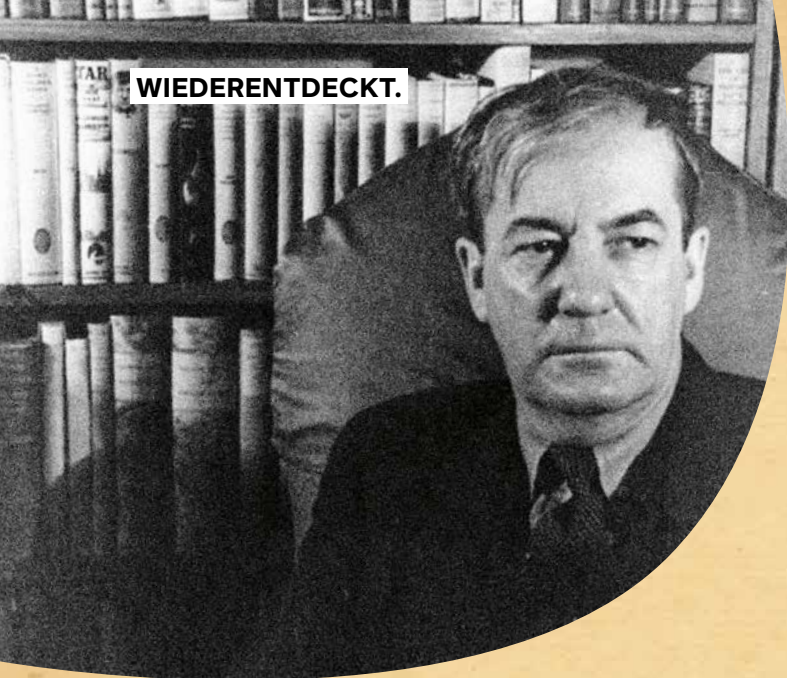
Weglesen statt wegfahren

Über die Mechanismen der Macht –
und über die Liebe

Ein Roman wie
ein vielschichtiges
Gemälde



WIEDERENTDECKT.



Das Leben kein Traum

Mit seinem Gesellschaftsportrait hat Sherwood Anderson einen Klassiker der modernen US-Literatur geschaffen.

Von Andreas Knabl

Es spielt kaum eine Rolle, dass das beschauliche Städtchen Winesburg im Mittleren Westen der USA der Schauplatz dieses träumerischen Tragödienreigens ist – da die Figuren, die ihn bevölkern, als zeitlose Archetypen voller Melancholie und Einsamkeit gezeichnet werden, die man während der Lektüre beim Scheitern ihrer Pläne und Hoffnungen begleitet. Die lose verbundenen Episoden kreisen um über 100 Figuren; die meisten von ihnen treten nur einmal auf, einige wenige öfter. Einzig der junge George Willard, Reporter der lokalen Zeitung, kommt in fast allen Szenen auf diesem »großen, grünen Billardtisch, auf dem winzige menschliche Insekten schuften« vor. Mit ihm streift man durch die weiten Beerenfelder und nächtlichen Obstgärten, erfährt von einer Fehde zwischen dem Bäcker und einer Katze oder trinkt Schlehenschnaps mit Sodawasser, während eine Bewohnerin die Herren der Stadt verstört, indem sie in Männerkleidern auf dem Fahrrad die Hauptstraße entlangfährt. Bemerkenswert an »Winesburg, Ohio« ist aber nicht nur das skurrile Figurenensemble, sondern auch die markante Erzählstimme, deren Kommentierungen des Kleinstadtlebens in einem Amerika, »in dem der Wille zur Macht an die Stelle der Bereitschaft zu dienen trat«, zeitlos, klar und eindringlich wirken. Dieser Klassiker, der hier in der präzisen Übersetzung von Eike Schönfeld vorgelegt wird, ist wegen der oft nur vage angedeuteten Querverweise innerhalb der Episoden keine ganz einfache, aber eine überaus bereichernde Lektüre. ■

Foto: Carl van Vechten



Sherwood Anderson
Winesburg, Ohio
Ü: Eike Schönfeld
Manesse, 384 S.

Kinder, die Kaulquappen verfüttern

Monique Wittig »Opoponax« ist ein ungewöhnliches Stück französischer moderner Literatur aus den Sechzigerjahren.

Von Ursula Ebel

Erfrischend anders ist das Romandebüt der feministischen Theoretikerin Wittig, das 1964 erstmals erschien. Nun hat es der Wiener Czernin Verlag in einer hinreißend schönen Ausgabe in limitierter Zahl neu aufgelegt.

Wittigs Debüt ist eine exzeptionelle Mischung aus moderner Literatur und konsequenter Kinderperspektive. Die Protagonist/innen sind allesamt Kinder, sie gehen ihren Interessen und Aktivitäten auf eigenständige Weise in irgendeinem x-beliebigen französischen Landstrich nach, die Eltern spielen keine große Rolle und sie werden stets mit Vor- und Nachnamen tituliert. Die Nennung der vollständigen Namen ist ein Indiz für die Ernsthaftigkeit, mit der Wittig ihren Protagonist/innen begegnet, die sie vom Kleinkindalter bis in die Teeniezeit begleitet. Von der Zeit, als aus einem dunklen Schatten leicht »ein altes Männlein« wird, bis zur ersten Verliebtheit. Dabei beschäftigt sie sich auf subversive Weise mit tradierten Geschlechterrollen und Konventionen. Der Roman folgt den Bewegungen der Kinder, sie sind am Hof, auf einer Lichtung, ein Ball hüpf durch die Luft, alles ist in Bewegung – und auch die Sprache selbst folgt diesem Rhythmus, die Sätze gehen ineinander über, es ist nicht relevant wer spricht, nur dass gesprochen wird, das Pronomen »man« prägt den Stil. Wittig wagt einen weiten Spragat von der Kinderperspektive zum Nouveau Roman – und es gelingt. Selten ist die Schilderung der Umwelt auf so wundersame und nüchterne Weise zugleich geglückt. ■

Monique Wittig
Opoponax
Ü: Elmar Tophoven
Czernin, 252 S.



Foto: Colette Geoffrey





Chronik einer verlorenen Leichtigkeit

Liebe, Verlust und Münchens schwule Jahre

Von Angelo Algieri

Der Autor, Herausgeber und Übersetzer Hans Pleschinski, Jahrgang 1956, veröffentlicht seit Mitte der Achtzigerjahre Bücher unterschiedlicher Genres. Mit »Königsallee« (2013) gelang ihm der Durchbruch, doch »Bildnis eines Unsichtbaren« (2002), nun neu aufgelegt, ist sein persönlichstes Werk.

Ich-Erzähler Hans erinnert sich an seinen 17 Jahre älteren Lebensgefährten Volker, der 2000 an den Folgen von AIDS stirbt. Statt Leidensprosa entwirft Pleschinski ein insistierendes Zurückblicken auf das Leben davor – an die Münchner Siebziger- und Achtzigerjahre, Begegnungen in der Gaysauna, eine Liebe, die Distanz braucht und Nähe schafft. Volker, Galerist und Netzwerker, Hans, angehender Schriftsteller: Zwei Existenzen, die sich ästhetisch wie existenziell durchdringen. Erst durch Tagebücher wird sichtbar, was verschwiegen wurde, etwa, dass er HIV-positiv war. Pleschinski montiert Erinnerung und literarische Splitter zu einem Text, der sich linearer Trauerarbeit entzieht. Humorvolle, oft glänzende Dialoge bringen Leichtigkeit; zugleich tragen Stil und Haltung barocke Züge, gespickt mit Bonmots: »Seine Stimme war meine Heimat.«

So wird AIDS zur historischen Zäsur: Die Leichtigkeit der frühen Jahre kippt in eine Zeit der Angst und der Beerdigungen: »Die Freunde sind nicht mehr.« Zugleich zeigt Pleschinski, wie solidarisch die schwule Community in der Krise war. Anja Kampmann betont im Nachwort, der Roman sei nicht gealtert, denn »er liest sich wie eine Erinnerung an das, was uns ausmacht, die Tränen, die Liebe.« ■



Hans Pleschinski
Bildnis eines Unsichtbaren
C.H.Beck, 313 S.

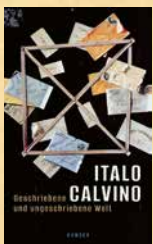
Foto: Christoph Mukherjee

Intellektuelle Platzangst

Unter dem Titel »Geschriebene und ungeschriebene Welt« sind nun Italo Calvino Essays über Literatur herausgekommen.

Von Konrad Holzer

Es sind zwölf Texte, die der studierte Literaturwissenschaftler zu verschiedenen Anlässen über diverse Themen verfasst hat und gleich der erste ist von bestürzender Aktualität. Doch davon später. Italo Calvino (1923–1985) war einer der bedeutendsten italienischen Autoren des 20. Jahrhunderts. In den vorliegenden kurzen Essays gibt er Antworten auf Fragen zum Roman oder auf die Frage, warum er denn schreibe, breitet sich zum Thema »Phantastische Erzählungen des neunzehnten Jahrhunderts« aus und gibt im titelgebenden Text »Geschriebene und ungeschriebene Welt« Einblicke in die Beweggründe seines Schreibens. Wenn er nämlich davon überzeugt sei, dass etwas ganz und gar seine Möglichkeiten übersteige, nehme er die Herausforderung an, weil er glaube, »dass wir in gewissem Sinn immer von etwas schreiben, das wir nicht wissen.« Diesen Gedanken spinnt er in einem Vortrag zum Thema »Kybernetik und Gespenster« weiter, eben jenem den Band eröffnenden Text, in dem er – schon 1967 – die Frage stellt, ob wir eine Maschine haben werden, »die den Dichter und den Schriftsteller ersetzen kann?« Damals meinte er noch, dass es sich nicht lohnen würde, eine so komplizierte Maschine zu bauen, spekuliert aber dennoch weiter, trotz »weinerlicher Wehklagen und Entsetzensschreie der meisten Literaten«. Und ist guten Mutes auch deswegen, weil Literatur nicht nur ein Kombinationsspiel sei, sondern mit dem Unbewussten arbeite. Und untermauert das am Ende mit zwei verschiedenen Versuchen, aus einer Festung auszubrechen. Einem Text, an dem ich bis jetzt gescheitert bin. ■



Italo Calvino
Geschriebene und ungeschriebene Welt
Ü: Anna Leube, Dietrich Leube
Hanser, 160 S.

Foto: Johan Brun





Black Woman, White Woman

»Seitenwechsel« ist ein psychologisch ausgefeilter Roman, der raffiniert Rassismus offenlegt und 2021 auch verfilmt wurde.

Von Sylvia Treudl

Nella Larsen ist Tochter eines Vaters aus der Karibik und einer skandinavischen Mutter. 1928 veröffentlicht die 1891 in Chicago Geborene ihren Debütroman »Quicksand« und gibt ihrem Schreiben von Anfang an eine Richtung: Die Suche nach Zugehörigkeit, nach Identität. Ihre Protagonistinnen können als Weiße durchgehen – in einer Gesellschaft, die von Rassismus und dem Diktum der White Supremacy geprägt ist. Wo die Gesellschaft heute steht, ist die Frage: Es wird jedenfalls nach Larsens Erstlingsroman noch bis zum Jahr 1955 dauern, bis die mutige Bürgerrechtlerin Rosa Parks sich weigert, in einem Bus ihren Sitzplatz einem Weißen zu überlassen.

Nach »Quicksand« veröffentlicht Nella Larsen »Seitenwechsel« (engl.: »Passing«), der Roman erscheint erstmals 1929 in New York und beschäftigt seither sowohl Leser/innen als auch Kritik auf sehr unterschiedliche Weise. Letztere in Teilen auf recht unappetitliche Art, die sich in erster Linie auf das Ende dieses dreigeteilten Romans bezieht. Erzählt wird die Geschichte zweier Frauen, beide von hellem Teint, die sich nicht nur in einem komplizierten Verhältnis zueinander befinden, sondern auch mit ihrer Herkunft sehr unterschiedlich umgehen. Während Irene, verheiratet mit einem schwarzen Arzt, sich in der Black Community engagiert, begeht Clare einen Seitenwechsel und gibt sich als Weiße aus – ein gefährliches Spiel, da sie mit einem üblen Rassisten verheiratet ist.

»Seitenwechsel« ist ein Jahrhundertwerk – bedauerlich, dass Larsens dritter Roman nie zur Erscheinung gelangte. Die Autorin stirbt 1964, 2021 wurde das Buch für NETFLIX verfilmt. ■



Nella Larsen
Seitenwechsel
Ü: Adelheid Dormagen
Dörlemann, 224 S.

Seine griechische Tragödie

Alfred Andersch verarbeitet in seiner furiosen Erzählung »Der Vater eines Mörders« ein Schultrauma.

Von Andreas Knabl

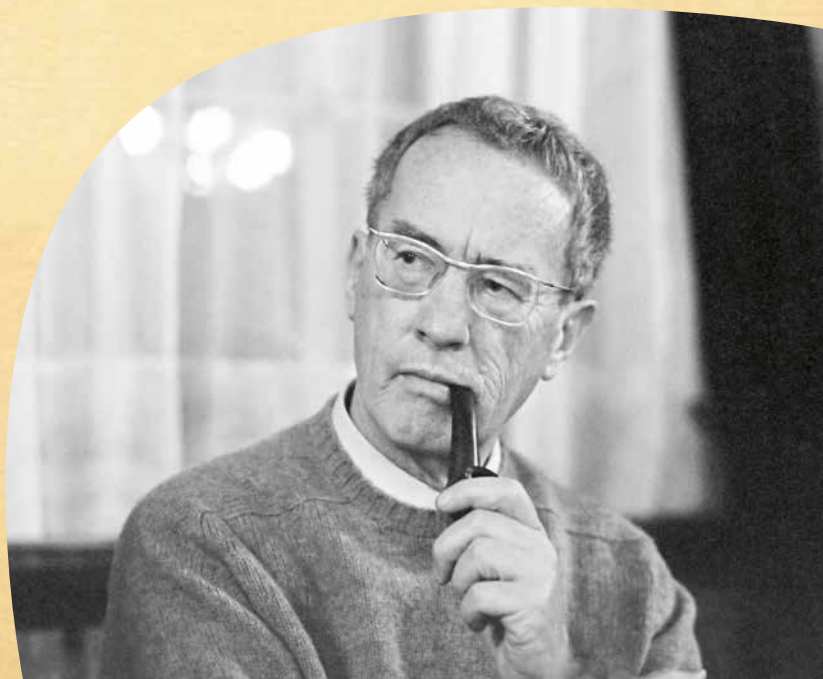
Franz Kien, Alfred Anderschs stark autobiografisch gefärbter Ich-Erzähler, blickt aus zeitlicher Distanz auf eine Schuleinheit zurück, die er im Mai 1928 am Münchner Wittelsbacher-Gymnasium erlebt hat: Dr. Kandlbinder, Klassenlehrer der Untertertia B, eröffnet die Griechischstunde, als plötzlich Oberstudiendirektor Himmler, der Vater des NS-Verbrechers Heinrich Himmler, unangekündigt den Raum betritt, um sich ein Bild von den Griechischkenntnissen an seiner Schule zu machen. Dabei befragt der »Rex«, wie ihn die Schüler hinter seinem Rücken nennen, mehrere Burschen. Schnell wird klar, dass Himmler mit sadistischer Lust nach Schülern sucht, die seine Fragen nicht beantworten können und die er vor der Klasse bloßstellen kann. Mit jeder Befragung steigt die Spannung, bis Himmler schließlich bei Kien ankommt, der das Opfer zu sein scheint, nach dem er gesucht hat. Dieser kann elementare Fragen zur griechischen Grammatik nicht beantworten und wird von Himmler, dem titelgebenden »Vater eines Mörders«, coram publico auch daran erinnert, dass sein Vater das Schulgeld noch nicht aufbringen konnte.

Alfred Anderschs beklemmend-knappe Erzählung, die nun bei Diogenes neu aufgelegt und um ein sehr gescheites Vorwort von Nora Bossong erweitert wird, erzählt aber nicht nur von einem Lehrer, wie er auf keinen Fall sein sollte, sondern auch von der Institution Schule als Keimzelle eines gesellschaftlichen Klimas, das wenige Jahre später die Macht-ergreifung Hitlers ermöglichte. ■

Alfred Andersch
Der Vater eines Mörders
Diogenes, 128 S.



Foto: Isolde Ohlbaum/Bayerische Staatsbibliothek



Ein unheroischer Blick auf den Krieg

John Horne Burns' Kriegsroman neu gelesen: scharf und unbequem

Von Angelo Algieri

Als »Galleria Umberto« 1947 in den USA erschien, überschlugen sich die Kritiken: Das Buch wurde ein Bestseller, Übersetzungen in mehrere Sprachen folgten, 1951 die deutsche Ausgabe. Nun liegt erstmals eine neue Übersetzung von Gregor Hens vor – längst überfällig, denn die erste Ausgabe war geprägt vom zeittypischen Rassismus, wie Hens im Nachwort erläutert.

Die Wiederentdeckung lohnt: Burns' Debüt ist kein gewöhnlicher Kriegsroman. Keine Schlachten, keine Helden. Stattdessen entfaltet sich ein ernüchterndes Panorama aus neun Porträts und acht Spaziergängen. Ein US-Soldat beschreibt Orte im Mittelmeerraum während des Zweiten Weltkriegs, vor allem Neapel im August 1944. Die Einkaufspassage Galleria Umberto I. war »der Ort von Neapel, alle kamen«. Treffpunkt für alliierte Soldaten wie für die notleidende Bevölkerung – Essen, Alkohol, Sex einerseits, Hunger, Betteln und Überleben andererseits. Der Schwarzmarkt florierte. Auffällig ist die queere Perspektive: Burns (1916–1953), selbst homosexuell, schildert spöttisch und warmherzig zugleich eine Bar, in der sich schwule Soldaten und Offiziere treffen. Doch erst seit den 2010er-Jahren erfährt der Roman in queerliterarischen Kontexten größere Beachtung.

Auch ein kritisches Bild von den Alliierten zeichnet Burns: fern von Propaganda, geprägt von moralischen Zweifeln. Soldaten hinterfragen ihren Einsatz, erleben »Demokratisierung« als Zerstörung gewachsener Strukturen. Diese Haltung wirkt ihrer Zeit voraus und ist aktueller denn je. ■



John Horne Burns
Galleria Umberto
Ü: Gregor Hens
Die Andere Bibliothek, 492 S.

Vogelfederleicht

1967, vor fast 60 Jahren, erschien »Renata wasweißich« und wurde für den Prix Goncourt nominiert.

Von Konrad Holzer

Nun ist dieses Buch von Catherine Guérard 2022 in Frankreich wieder aufgelegt und auch gleich mit dem Prix Mémoire ausgezeichnet worden. Diesen besonderen Literaturpreis für zu Unrecht vergessene Bücher leisten sich die Franzosen seit 2008.

Olga Radetzkaja hat das Wagnis auf sich genommen, den über 220 Seiten langen Roman, der nur aus einem einzigen Satz besteht, zu übersetzen – und es ist ihr gelungen! Dieser ununterbrochene Satz ist insofern konsequent, als man so, ganz ohne Pause, dieser Frau beim Vor-sich-hin-Denken zuhören kann. Mit »Na, dann los« beginnt Renata – von der man weder weiß, ob sie wirklich so heißt, noch wie alt sie ist – ihren Gang in die Freiheit. Sie kündigt ihre Anstellung als Hausmädchen, packt ihre Habseligkeiten in ein paar Pakete und geht hinaus in die große Stadt Paris, einfach, weil sie Lust dazu hat und sich von niemandem etwas sagen lassen will. Sie wird zur Flaneurin par excellence, genießt all das, was rund um sie passiert, solange es ihr behagt. Mit ihrem eher zarten Nervenkostüm ist sie mal heiter, dann wieder reizt sie alles und jede/r – vor allem Menschen, die freundlich zu ihr sind.

Der 1929 geborenen Autorin gelingt es, dass uns diese Frau nicht gleichgültig bleibt: Man ist mit ihr fröhlich, ärgert sich aber auch über sie. Außerdem geht einem dieses Herumgetue mit ihren Paketen, die sie immer bei sich haben muss, auf die Nerven. Der Schluss ist pure Idylle, aber so recht scheint sich niemand darüber Gedanken gemacht zu haben, wie es denn nach dieser Idylle weitergehen soll. ■



Catherine Guérard
Renata wasweißich
Ü: Olga Radetzkaja
S. Fischer, 224 S.

WARUM RUFT ER NICHT AN, WARUM ANTWORTET SIE NICHT?

Ein lakonisch-eleganter Roman über Begehren und Obsession, Geister der Vergangenheit und die Suche nach sich selbst im Leben der anderen.



Klappenbroschur. 288 Seiten
€ 24.– / € (A) 24.70
ISBN 978 3 8031 3386 1

Wagenbach 
www.wagenbach.de



Sprechen in Flechten

Gedichte wie eine konstante Frage, die sich selbst in Frage stellt: Nea Schmidt flicht Welt zu Lyrik, die Beobachtungen umkehrt.

Von Kevin Junk

Was ist Welt? Eine zugegebenermaßen große Frage, aber nicht weniger scheint sich Nea Schmidt vorgenommen zu haben. In ihrem Debütband »Sprechen in Flechten« scheut sie sich nicht davor, sie zu stellen: »ich weiß nicht was am Anfang war /das Wort oder das Chaos«. Und diese große Frage findet ihre Antworten in Details, vielen kleinen Beobachtungen, Sentenzen, Sedimente der Gegenwartssprache. So wird dieses Sprechen in Flechten zum Programm und Duktus von Schmidts Gedichten. Sie sind Suchbewegungen, die die Suche, den Prozess des Suchens als solchen, zum Gegenstand ihrer operativen Ästhetik machen. Dabei nutzt die Autorin den Körper, nutzt Tiere, nutzt Gewürze und wird gegenständlich. Abstrakt und konkret verschmelzen komplett, das klingt dann so: »wollte sprechen wie Hyazinthen, die nasse riechen & brutal /ihren Blütenstand ausrufen & in der Alltäglichkeit /des Jahres blau anlaufen & anämisch verbluten, wollte /unsäglich viel«. Das lyrische Ich stellt sich in konstant verschobene Verwandtschaften: Mit Göttern, mit Pflanzen, mit Natur und mit einer Gesellschaft, deren Ordnung an den Rändern der Verflechtungen durchscheint. Schmidts Sprache ist durchaus abstrakt und für ihren Ton braucht es ein paar Zeilen, bis man hineingefunden hat. Wenn man aber einmal versteht, welche Bewegung die Texte machen, dann entsteht ein Sog, der nicht loslässt – dann wird aus den Verflechtungen ein Gewebe: »Der Preis für das Leben /im Eros ist die Gärung der Trauer.« ■



Nea Schmidt
Sprechen in Flechten. Gedichte
kookbooks, 112 S.

Foto: privat

Auf der Kommawaage

Walle Sayers lyrische Detailsammlung arbeitet mit der Lupe statt mit dem Fernrohr.

Von Harald Gschwandtner

Milchkannen und Tintenfüller, »Kellerkabuff« und »Aussteuerregal«: Man fühlt sich in eine andere Zeit versetzt bei der Lektüre von Walle Sayers Gedichten. Sorgsam halten sie Abstand zu den Krisen der Gegenwart. Ihre gemessene Bedachtsamkeit steht in krassm Widerspruch zur Hektik und Atemlosigkeit unserer Zeit. »Mein Haltewunschknopf: genau hier vor einem Vierteljahrhundert«, und vermutlich liegt die Epoche, in der diese Lyrik wirklich heimisch ist, noch erheblich weiter in der Vergangenheit. »Rückwärtssuche« ist eine Abteilung des neuen Gedichtbands, »Etwas wie ein Koffer, aus dem ein Hemdzipfel schaut« übertitelt: Erinnerungen an ein Damals, prägnante Bilder einer verlorenen Zeit.

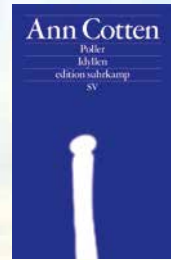
Und doch wäre es verfehlt, den 1960 geborenen Sayer als nostalgischen Weltflüchtling zu beschreiben. Sein Instrument der Wahl ist nicht das Fernrohr, sondern die Lupe: Sanft, aber entschieden beharrt er darauf, dass Literatur nicht vom Großen und Lauten berichten muss, um welthaltig zu sein. »Die Detailsammlung aufschlagen«, heißt ein zentraler Abschnitt des Buches: knappe lyrische Notate, nie länger als vier Verse. »Die Intensität der Wahrnehmung geht aus von einem Detail oder sie führt hin zu einem Detail«, hält Sayer fest und erweist einigen Vorläufer/innen dieser Überzeugung, etwa Elke Erb und Jürgen Becker, seine Reverenz. Mit Bedacht und Augenmaß wird alles, was sein Blick einfängt, auf die »Kommawaage« gelegt: »Ein Kilo Alteisen, ein Kilo Flaumfedern.« Kaum zu glauben, dass sie dasselbe wiegen! ■

Walle Sayer
Etwas wie ein Koffer, aus dem ein Hemdzipfel schaut. Gedichte
KrönerEditionKlopfer, 140 S.



Foto: Karl-Heinz Kuball





Ann Cotten
Poller. Idyllen
 Suhrkamp, 160 S.

Platzhalter mit Sogwirkung

Von Alexandru Bulucz

Idyllen sind Idyllen, solange sie öffentlich teilbar bleiben.

Ein »reiner Gedichtband von der lyrikskeptischsten Dichterni deutscher Sprache« will Ann Cottens »Poller. Idyllen« laut Klappentext sein – ein Buch also, das mit dem Genre Lyrik nicht naiv umgeht. Schon das durchgängig genderneutrale, eigensinnige Pronominalsystem zeigt das: »derm«, »Dichterni«, »Schöpferni«, »Gärtnernnnnie«.

Im antiken Sinn sind Idyllen kleine, bukolische Szenen, wie sie Theokrit sammelte, von dem das Motto stammt. Cottens Idyllen dagegen spielen im städtischen öffentlichen Raum. Sie richtet ihre Gedichte als Poller auf – ein »Platzhalter« mit »voller Sogwirkung«, ein »Schutzwerk gegen imaginierte Gefahren, zugleich aber ein Hindernis gegen die Annahme, man könnte einfach überall unsichtbare Grenzen überfahren«. Damit ruft sie die Wortgeschichte auf: Poller entstanden »durch jährliches krasses Zurückstutzen von Weiden«. Der Poller ist also gleichzeitig Verkehrsmöbel, Baumstumpf, Phallussymbol – »Sicker ein Phallus« – und der den Lesefluss regulierende Stehtext des Gedichts selbst.

Die Kapitel beziehen ihre Namen aus den Bereichen Bäume, Stadtmöblierung, Landwirtschaft. Hinzu kommt der »BODENINHALT«, die strukturelle Pointe des Bandes: Unter den Gedich-

ten läuft Prosa mit, eine Bodenstreu mit Texten wie »Kant fuer Pflanzen«, »Zur Ohnmacht des Objekts«, »Adventivpflanzen«. Das sei »Botaniksubstrat« und »Verfahren im Textrecycling«, das »Standfestigkeit mit konzeptueller Fruchtbarkeit« verbinde. Sogar die Schreibung verrät die Sedimentschicht: Das »ue« statt »ü« stamme von einer »zur Mulchung genutzten defekten Tastatur, die von ca. 2009–2013 im Einsatz war«. Die typografische Datierbarkeit macht den Band zu einem Archiv seiner eigenen Entstehungsbedingungen.

Den wichtigsten Schlüssel liefert eine Anmerkung: Es sei obszön, »ein politisches Gedicht zu machen, das kein Sprechakt ist« – und genau diese Obszönität stelle sich in der Idylle dar. Politisch-Sein sei ein Leiden; nur Privilegierten erscheine es als Wahl. Daraus folgt die Definition, die als ethisch-poetologische Achse des Buchs gelten kann: »Idyllen sind Idyllen, wenn sie teilbar sind, öffentlicher Raum. Mit der Suggestion, sie zu besitzen oder auch nur zu überwachen, werden sie obszön.«

Wie Cottens Lyrik-Programm funktioniert, zeigt das Eröffnungsgedicht »Die Wespen und Hornissen«. Wespen tapen die Fensterscheibe ab, küssen sie »wie der Papst die Transparenz«,

rammen »penthesileisch« den Kopf gegen das Glas. Im Anhang erklärt Cotten, das Motiv gedenke der vielen Mittelmeertoten und der durch europäische Migrationspolitik kaputtgemachten Leben. Das Gedicht ist Klage, ohne den Sprechakt zu spielen.

Eine zweite Achse zieht sich durch die »Infotafeln«, 2024 mit Lydia Haider im Wiener Reithofferpark aufgeführt, mit »haidereskem Drive«. Eine Litanei türmt sich auf: Folter, Trinken, Reiten und Peitschen, Bildung, Effektgeräte, Mülltrennung, Geiz – alles wird zur »Religion« erklärt. Im Gedicht »Berlin, rette mich vor Wien« steht das totrenovierte Café Drechsler da »wie eine kaputte Leber«.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Tschik-Trilogie. Eine Idylle dauert hier eine Zigarette lang – jene fünf Minuten, in denen die Sprechinstanz Gespräche »wie unter Wasser« höre. In der dritten Variation kippt die Szene: Während sie im INTERNET ARCHIVE Paul Henles Metaphertheorie liest, putschen die Militärs in Bolivien. Die Tschik-Idylle schützt nicht Natur vor Stadt, sondern Aufmerksamkeit vor Feed.

Ann Cotten gelingt eine Gegenwartslyrik, die ihrer eigenen Skepsis nicht erliegt! ■



Es ist alles schon da

Ein niederschwelliges Praxisbuch zum sinnvollen Umgang mit recyceltem Material aller Art

Von **Karoline Pilcz**

Dieses Buch ist nicht nur grafisch entzückend aufbereitet, es regt auch unsere Sinne – und Hände! – an. Seine Botschaft: Das, was bereits da ist, also gebrauchte und weggeworfene Dinge, wiederzuverwenden, zu reparieren, länger zu nutzen und – vor allem – wertzuschätzen. Der deutsche Illustrator, Künstler und autodidaktische Handwerker Konrad Staisch bietet hier, gespeist aus eigenem Antrieb, Ideen und Konzepte für einen neuen Umgang mit alten Dingen. Regelmäßig geht er mitsamt Kind und Kinderwagen auf Sperrmüllsuche. Dass seine Recycling-Ideen nicht unbedingt neu sind, sondern in der Vergangenheit aus Sparsamkeit oft gang und gäbe waren, wissen die Älteren unter uns vielleicht noch. Der modernen Wegwerf- und Überfluss-Gesellschaft wird nahegelegt, dass schon alles da ist, was wir brauchen, wenn wir nur die Augen offen halten. Staisch fängt wirklich bei null an. Schlagworte wie Kapitalismus und Müll erklärt er knapp und bündig, beschreibt zunächst Werkzeuge und Materialien und bietet dann praktische Bau- und Bastelanleitungen für Möbel- und Gebrauchsgegenstände sowie Überlegungen zu Tausch- und Wiederverwend-Konzepten. So lässt sich etwa ein kaputter Wäscheständer ganz einfach reparieren, anstatt dass man ihn sang- und klanglos in die Mülltonne wirft. In diesem Praxisbuch ist selbst für absolute Näh- und Heimwerk-Anfänger/innen viel Nachmachbares zu finden. Verpackt ist alles in ein eigenwilliges, optisch bemerkenswertes Buch, das Liebhaber/innen von Papier, Fadenbindung und Zeichnungen gerne zur Hand nehmen! Ein ideales Geschenk für

Upcycling-Neulinge. ■

Illustration: Konrad Staisch



Konrad Staisch
Das, was da ist
Ankerwechsel, 112 S.

Von Müttern, die träumen

Tahsim Durgun holt sie aus der Unsichtbarkeit.

Von **Susanne Rettenwander**

Um »tiefgehender zu erzählen«, schrieb der deutsche Content Creator kurdischer Abstammung, Tahsim Durgun, der auf Social Media über (post-)migrantische Lebensrealitäten in Deutschland aufklärt, einen Roman. Die illustrierte Schmuckausgabe folgte nun etwa ein Jahr später: »Mama, bitte lern Deutsch« ist ein satirisches Memoir von großer Sogwirkung: über Herkunft und Identität, das Aufwachsen zwischen verschiedenen Kulturen und Sprachen sowie die Erfahrung, sich in einer von strukturellen Ungleichheiten und Alltagsrassismus geprägten Gesellschaft behaupten zu müssen. Stilistisch verortet sich der Text nah an der gesprochenen Sprache – eine Erzählweise aus dem Digital Storytelling, die zunehmend das autobiografische Schreiben junger Menschen prägt. Provokante Zuspitzungen, saloppe Randbemerkungen oder die direkte Ansprache – bisweilen auch Konfrontation – der Leser/innen verleihen dem Text eine vordergründige Leichtigkeit, die die Ernsthaftigkeit der Themen wirkungsvoll kontrastiert.

Obgleich gelegentlich etwas zu scharf geschossen wird, folgt man doch tief bewegt dem Kind, das seinen analphabetischen Eltern Rechtsdokumente übersetzt, Telefonate über die Aufenthaltsgenehmigung der Familie führt oder später der Mutter eine folgeschwere Diagnose vermitteln muss. Überhaupt ist es diese Frau in ihrer Ambivalenz – die eloquente und blitzgescheite Yezidin, die sprachlos gemachte Deutsche –, die den Text zusammenhält und exemplarisch für jene kämpfenden Mütter steht, die von einem besseren Leben für ihre Kinder träumen. ■



Tahsim Durgun
Mama, bitte lern Deutsch
Ill.: Tugyan Cengic
Knauer, 224 S.

Illustration: Tugyan Cengic





Under Pressure

»Sterben ist eine Kunst, wie alles andere auch. Ich kann es besonders schön« – Sylvia Plaths Gedichte warfen bereits einen Schatten voraus. Nun erscheint »Die Glasglocke« neu.

Von Sylvia Treudl

Sylvia Plath wurde 1932 als Tochter eines deutschstämmigen Biologieprofessors und einer Lehrerin, die aus einer österreichischen Einwandererfamilie stammte, geboren. Zu ihren Lebzeiten veröffentlichte die Autorin zwei Bücher: »The Colossus« (1960 in England, 1962 in den USA) und ihren einzigen, autobiografischen Roman »The Bell Jar« (1963).

Die erschütternden Aufzeichnungen in »Die Glasglocke« legen offen, wie sehr sich Sylvia Plath an traumatischen Kindheitserfahrungen, an einer grauenhaften psychiatrischen Praxis und an den falschen Versprechungen der glänzenden New Yorker Glamourwelt abarbeitet. Gleichzeitig ist die Anfang-19-jährige Protagonistin von dem eisernen Willen beseelt, sich niemals als Anhängsel männlicher »Überlegenheit« verhandeln zu lassen. Sie hat Pläne, Träume, will schreiben – und nicht schwanger werden. Wo Plath in der »Glasglocke« ihrer unangepassten Ich-Erzählerin noch einen schmalen Spalt der Hoffnung in den sich (vielleicht) öffnenden Türen der psychiatrischen Anstalt bietet, kommt es für die Autorin anders – sie nimmt sich kurz nach Erscheinen des Romans auf höchst dramatische Weise das Leben. Plath wurde posthum als herausragende Lyrikerin geehrt; die seriöse Literaturwissenschaft ist sich darüber im Klaren, dass der Kultstatus verdient ist, jedoch das epochale Werk Plaths vom voyeuristischen Blick auf ihr Privatleben zu trennen ist – und nicht von ihm überlagert werden darf. Der Suhrkamp Verlag hat, 60 Jahre nach der amerikanischen Erstausgabe, eine ausgesprochen schön gemachte

Neuaufgabe (Illustrationen von Beya Rebai) der »Glasglocke« herausgebracht. ■

Illustration: Beya Rebai



Sylvia Plath
Die Glasglocke
Ill: Beya Rebai
Ü: Reinhard Kaiser
Suhrkamp, 257 S.

Gelatomania bombastica

Italienexperte Peter Peter verführt zu erhöhtem Eiskonsum und spontanen Aufbrüchen Richtung Mittelmeer.

Von Andreas Knabl

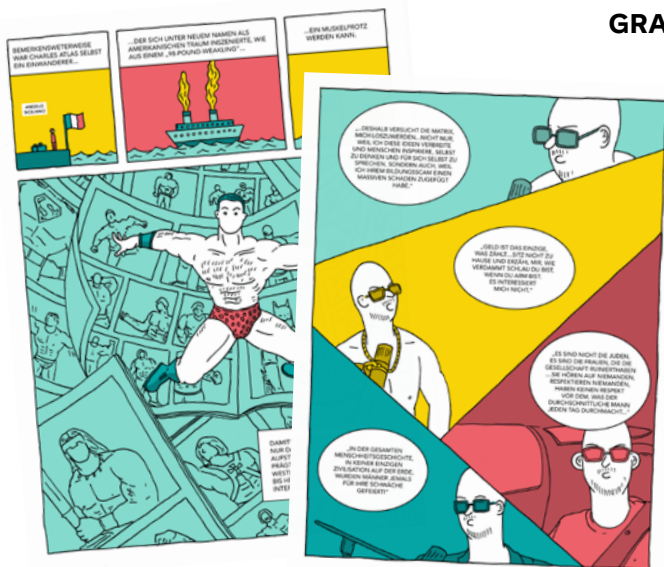
Das schmale Büchlein »Gelato. Italienische Eiszeiten« umfasst nur 160 Seiten, aber die haben es in sich: Gastrosoph Peter Peter bietet darin nicht nur einen köstlichen und von allerhand Kuriositäten gesäumten Überblick über die Geschichte dieser Süßigkeit, der von in Schnee servierten Früchten bis zu verspielten Eiskreationen der heutigen Spitzengastronomie reicht. Sondern nimmt gleichzeitig auch eine Neuvermessung Italiens vor, anhand außergewöhnlicher Orte für Menschen, für die Gelato als Ausdruck des italienischen Lebensgefühls unverzichtbar ist. Wenn Peter stets flott, heiter und anschaulich von Sorbetto aus dem Fruchtfleisch von Vesuvpfirsichen oder blauen Feigen, Granita aus Ätnamandarinen, Drachenfruchtgelato, Turiner Crema San Giovanni, Milcheis mit eingelegten Latschenkieferzapfen oder von Crema Gattopardo mit sizilianischem Moscato di Noto schwärmt, möchte man sofort all diesen Geschmäckern nachreisen und sie selbst verkosten. Man erfährt auch von internationalen Eisfestivals, Eismuseen und von »Eis mit Identität«, von Sorten, die nur an bestimmten Orten und nur zu einer bestimmten Zeit im Jahr angeboten werden. Aber der Autor möchte hier nicht nur in höchsten Tönen schwärmen, sondern seinem Publikum auch konkrete Hilfestellungen für diese Form der Italiensehnsucht bieten: Neben einem Glossar, das Begriffe von »Affogato« bis »Zuppa Inglese« erklärt, finden sich auch alle Adressen der genannten süßen Traumfabriken. Ihrer ganz persönlichen Eiskalation steht also nichts mehr im Wege! ■

Peter Peter
Gelato. Italienische Eiszeiten
Wagenbach, 160 S.



Foto: Tita Monto





Wann ist ein Mann ein Mann

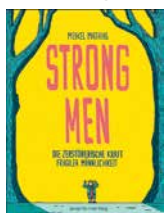
Dass das Konzept »Männlichkeit« hinterfragt wird, erfreut. Der Sachcomic »Strong Men« von Meikel Mathias reiht sich hier schön ein.

Von Katia Schwingshandl

Zuletzt war der Begriff »Manosphere« aufgrund der NETFLIX-Dokumentation von Louis Theroux in aller Munde, doch das Phänomen als solches ist natürlich nicht neu. Das zeigt der in Berlin lebende Comiczeichner und Illustrator Meikel Mathias in seinem Sachcomic »Strong Men«. Er fächert »Männlichkeit« sowohl historisch als auch semantisch auf. Los geht es mit Alexander dem Großen, dem Beispiel schlechthin für sogenannte »hegemoniale Männlichkeit« (dominanzorientiert, erobernd und kontrollierend), der weithin auch als Vorbild fungierte und zur Imitation anregte – beides wesentliche Faktoren für das eigentlich fluide Männlichkeitsideal. Umgekehrt war im antiken Griechenland übrigens »Entmännlichung« als Strafe bei einem Seitensprung üblich – diese gelang durch das Einführen eines Rettichs in den Anus oder eine Schamhaararrasur ...

Weiter geht es mit Figuren wie Andrew Tate, Napoleon Hill oder Neil Strauss, Mathias führt munter historische Skurrilitäten, erschütternde Auswüchse sowie ein Best-of misogynen Aussagen internationaler Präsidenten vor. Mit einer Beobachtung über die Meme-Kultur endet er: Durch die Auslagerung ins Internet entscheide die emotionale Polarisierung über den Erfolg eines Reels. Eine besorgniserregende Beobachtung, sorgt doch der Algorithmus für eine schleichende Radikalisierung. Das passierte etwa bei einem Reel über sogenannte »Gold Digger«, Frauen, die nur am Reichtum eines Mannes interessiert wären. Die Wut darüber wurde zum reinen Ventil für gekränkte Männeregos. Die Lesbarkeit leidet etwas unter der Überfülle an Informationen, was der Brisanz jedoch keinen Abbruch tut. ■

Meikel Mathias
Strong Men. Die zerstörerische Kraft fragiler Männlichkeit
 avant, 164 S.



Ein unvollendeter Prozess

Die Macht der Haare und das Loslassen, wenn sie (aus-)gehen

Von Teresa Preis

Tereza durchlebt einen wahrgewordenen Albtraum: Als junge Erwachsene beginnen ihr die Haare auszufallen. Sie bekommt immer größer werdende kahle Stellen, bis nur noch einzelne Strähnen übrigbleiben. Doch was macht das mit dem Selbstbild einer jungen Frau und wie reagiert das Umfeld, wenn das Äußere sich plötzlich so verändert? Die tschechische Autorin Tereza Drahoňovská veranschaulicht in der autobiografischen Graphic Novel »Ohne Haare« ihre Erfahrungen aus dem ersten Jahr mit der Autoimmunkrankheit Alopecie. Der gesellschaftliche und historische Aspekt wird hier genauso erforscht wie Schamgefühle, das neue Selbst- und Fremdbild, mit Tüchern und Perücken in neue Rollen zu schlüpfen, neugierige Fragen, ungefragte Tipps, aber auch das befreiende Gefühl, sich – speziell als Frau – »ganz ohne Haare« hinauszutragen. Minimalistisch und klar, dabei empathisch und liebevoll bringt die Illustratorin Štěpánka Jislová die Gestalt von Tereza auf das Papier. Eingestreut in die auf drei Farben reduzierte Darstellung finden sich mehrere Ausflüge in die Faktenlage zur Alopecie. So erfährt man über verschiedene Formen der Krankheit, welche Kosten mit ihr einhergehen können, aber auch was aus Sicht der Hauptfigur an Alopecie eigentlich super ist. Und von der Möglichkeit, dass die Haare doch noch zurückkommen können. Parallel dazu erzählt das Buch von Terezas Weg zum Sticken, einem Hobby, das ihr unerwartet neue Perspektiven lehrt. Kurzweilig, anschaulich und berührend bringen die beiden Frauen hier eine Geschichte ans Licht, die in der breiteren Öffentlichkeit selten Platz bekommt. Und das geniale Cover, dessen Prägung mit dem Leerraum und dem Haar spielt, darf auf keinen Fall unerwähnt bleiben. Gerne mehr davon! ■

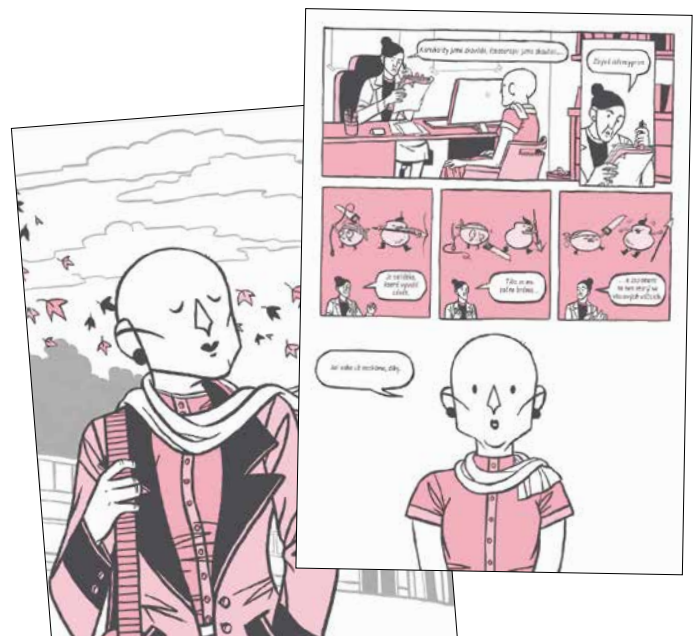
Tereza Drahoňovská, Štěpánka Jislová

Ohne Haare

Ü: Kristin Altmann
 Kommode, 120 S.



Illustration: Štěpánka Jislová, Text: Tereza Drahoňovská



»EINE SEHR LÄCHERLICHE SACHE«

Von Harald Gschwandtner

Nicolas Mahlers neues Buch über die Fallhöhe zwischen Genie und schriftstellerischem Dasein

»Ach die dumme Literatur!«, seufzt im Herbst 1907 der 30-jährige Hermann Hesse in einem Brief. »Alles schreibt und der Durchschnitt in Geschmack und Technik steht hoch, aber ganz Wenige können was Rechtes.« Drei Jahre zuvor hatte er mit dem Roman »Peter Camenzind« seinen literarischen Durchbruch gefeiert. Die Anerkennung, die ihm nun zuteilwurde, irritierte den jungen Autor aber mehr, als sie ihn freute: »Ich gäbe meinen letzten Pfennig dafür, wenn ich den »Camenzind« anonym herausgeben hätte.« Das Berühmtsein sei, so der spätere Nobelpreisträger, eine »elende traurige und im Kern sehr lächerliche Sache«.

Für sein Buch »Ach die dumme Literatur« hat der Wiener Comic-künstler und Autor Nicolas Mahler prägnante Zitate aus der Literaturgeschichte zusammengetragen und zeichnerisch kommentiert. Sie stammen aus Briefen, Tagebüchern, Interviews, Journalen und literarischen Selbstporträts. Meist sind die Schreibenden, die hier zu Wort kommen, nicht bei bester Laune: Von ihren Verlagen vernachlässigt, von Publikum und Literaturkritik missverstanden, von Honorarabrechnungen erschüttert und von Deadlines geplagt, halten sie

fest, was sie umtreibt, was sie ärgert oder auf die Palme bringt. »Ich habe Leute in meinen Artikeln beschimpft«, notiert Marguerite Duras, »und das ist genauso befriedigend, wie ein schönes Gedicht zu schreiben.« Die Ablehnung anderer triggert nicht selten die eigene literarische Produktivität.



Nicolas Mahler (Hg.)
Ach die dumme Literatur!
Ausgewählt und gezeichnet von Mahler
Suhrkamp, 120 S.

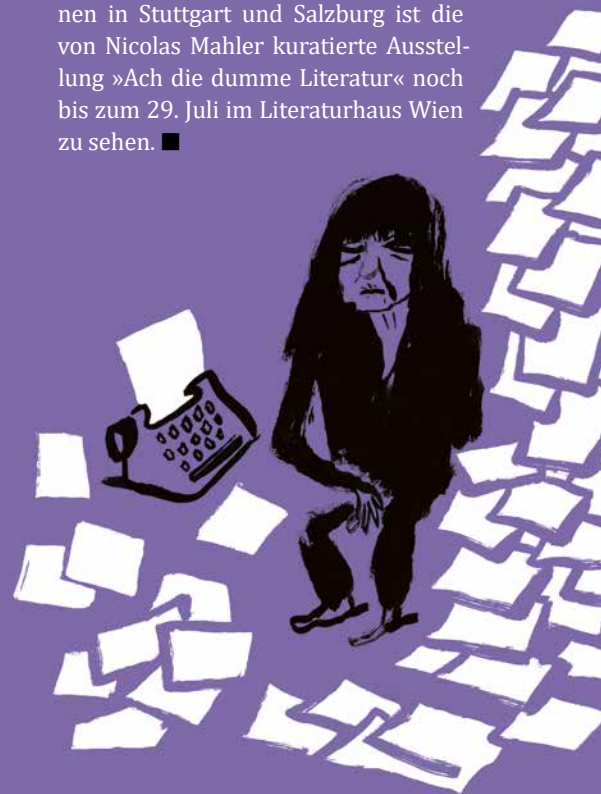
Grundlage für die Textauswahl war der Rechtekatalog des Suhrkamp Verlags, in dem auch Mahlers Kompendium erschienen ist. Ingeborg Bachmann, Max Frisch, Peter Handke, Ludwig Hohl, James Joyce, Wolfgang Koeppen, Friederike Mayröcker oder Marcel Proust: Sie alle waren oder sind, jedenfalls mit einem Teil ihres Werks, bei Suhrkamp unter Vertrag. Auch die Reiseberichte und Chroniken des legendären Suhrkamp-Verlegers Siegfried Unseld bieten Mahler ergiebiges Material. Seine besondere Zuneigung gilt indes dem polemischen Furor Thomas Bernhards, mit dem der Zeichner sich bereits in mehreren Büchern beschäftigt hat, etwa in der 2021 erschienenen »Unkorrekten Biografie« des Autors.

Wie Thomas Bernhard hatten auch Emil Cioran und Arno Schmidt wenig Lust, mit ihrer Misanthropie hinterm Berg zu halten. In einem Rundfunk-

interview nach Geburtstagswünschen befragt, sehnte Schmidt sich nach einer fixen Monatsrente, außerdem »zehn Jahre keine Besucher«. Auch die Zumutungen des literarischen Betriebs sind ein wiederkehrendes Thema, ebenso der schlecht versteckte Neid auf die allzu erfolgreiche Kolleg/innenschaft. Und manchmal macht einen das Leben einfach »kopfkrazig« – ein Zitat aus einem Brief Ingeborg Bachmanns, das man mit Freude dem persönlichen Wortschatz einverleibt.

Als Karikaturist der Literaturgeschichte hat Mahler über die Jahre hinweg einen unverkennbaren Stil entwickelt. Seine Meisterschaft zeigt sich dabei besonders in der Reduktion. Musils monumentalen »Mann ohne Eigenschaften« hat Mahler 2013 auf gut 150 Seiten (fast ohne Text) eingedampft, später verfuhr er mit dem »Ulysses« von James Joyce kaum zimperlicher. In »Ach die dumme Literatur« kommen die Zitate ganz ohne Kontext oder Fußnoten aus, stehen als Preziosen, Bonmots und Sottisen für sich. Gemeinsam mit Mahlers Zeichnungen ergibt das ein höchst vergnügliches Büchlein, das man am besten dann zur Hand nimmt, wenn man Verbündete im eigenen Weltverdross sucht.

Apropos Vergnügen: Nach Stationen in Stuttgart und Salzburg ist die von Nicolas Mahler kuratierte Ausstellung »Ach die dumme Literatur« noch bis zum 29. Juli im Literaturhaus Wien zu sehen. ■





Was wir hören, wenn wir schreiben

Aleš Štegers unerhört kluges Sinnieren über Achtsamkeit

Von **Stefanie Jaksch**

Ein Unnachgiebiger ist Aleš Šteger in seinem Schreiben, ein Unberechenbarer. Der slowenische Autor hat eine ganz eigene Art, über die Welt nachzudenken, und so nimmt es nicht Wunder, dass sein Essay »Ohr sein« nun in der wunderbar schlaun Reihe »Unruhe bewahren« des Residenz Verlags erscheint. Unruhe durchzieht den dichten, an Referenzen reichen Text, der ganz klassisch mit dem Motiv der akustischen Überforderung unserer Zeit beginnt, dann einige unerwartete, aber nie unmotivierte Abzweigungen nimmt.

Gemeinsam mit Aleš Šteger kehren wir zurück in den Mutterleib und lauschen den Klängen im Urmeer des Fruchtwasers; wir stechen mit Odysseus in See und erkunden die rätselhaften Botschaften, die uns Sirenen und Musen senden; wir hören der Stille zu, die niemals wirkliche Stille ist, und wagen uns an den Klang unserer inneren Stimme heran.

Zwischen entrückt Göttlichem und sehr irdischen Herausforderungen schwebt Aleš Štegers Nachdenken über die Aufmerksamkeit, die uns das echte Zuhören abverlangt. Das führt bei einem Dichter unweigerlich zu der Frage: Was höre ich, wenn ich schreibe? Wer bin ich, wenn ich ein Gedicht vortrage? Spreche ich, spricht es mich? »Alle Literatur ist Partitur«, so Šteger – und als solche ein temporäres Bindeglied zwischen Menschen: »... durch unsere Bereitschaft, einander bei einer weiteren Geschichte zuzuhören, haben sich unsere Momente gerade zu einem einzigen verbunden.« Ein tröstlicher, kluger Text als ruhige Insel in einem See aus Lärm. ■



Aleš Šteger
Ohr sein. Für ein Leben in Achtsamkeit
 Ü: Matthias Göriz
 Residenz, 144 S.

Foto: Mankica Kranjec

Die eigene Sprache finden

Ein sehr persönlicher Essay über Herkunft, Klasse und Sprechakte als Selbstermächtigung

Von **Lukas Meschik**

»Meine Versöhnung mit dem Sprechen erfolgte in Wellen. Es war kein linearer Weg. Eher ein Vor und Zurück. Ein Zickzack.« Das schreibt Daniela Dröscher gegen Ende ihres schmalen, aber ergiebigen Büchleins über das Sprechen. Sie schildert dieses Zickzack anhand der eigenen Biografie, beschreibt das Aufwachsen in einem Elternhaus mit toxischer Kommunikation, das sie auch in ihrem Roman »Lügen über meine Mutter« verarbeitete. Als Kind arrangiert sie sich mit der Pufferzone zwischen Angriffslust (Vater) und unterwürfiger Vermeidungsstrategie (Mutter). Schuleintritt und Studium markieren Übergänge in neue Sprachsphären, wo Hochdeutsch und ein bestimmtes Vokabular als Distinktionsmerkmale dienen. Dröscher zeigt eindrücklich, wie Unsicherheit und Hochstapler-Syndrom Menschen verstummen lassen; für sie selbst wird ein Auslandsjahr in England und das Zurechtfinden in einer Fremdsprache zur beflügelnden Selbsterfahrung. Später kommt das Selbstbewusstsein für eigene literarische Arbeit. Sein theoretisches Fundament erhält ihr Text u. a. durch den Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein oder die Literaturwissenschaftlerin bell hooks, insbesondere Yoko Tawada, über die Dröscher promovierte, wird als Leitstern für einen inspirierend leichtfüßigen Zugang zu Sprache angeführt. Wo die vorgebrachte »Armada an Meditationsprogrammen, Coaching, Therapien« etwas abgefärbt hat, lässt Dröschers Text nach, wird leicht pädagogisch und infantil. Dass er behutsam ermutigt und ermuntert, ist natürlich trotzdem nicht verkehrt. ■

Daniela Dröscher
Sprechen
 Hanser Berlin, 112 S.



Foto: Heike Bogenberger



Vom Schwimmen

Von Konrad Holzer

Eine Frau und ein Mann tauchen ab: Jaqueline Scheiber nennt ihren Essay »Schwimmen/Schweben«, Bernd Brunner erzählt in »Abtauchen und Treibenlassen« die Geschichte des Badens und Schwimmens.

»Allein kann ich nicht so lange herum-scheißen!« Da muss Jaqueline Scheiber jetzt durch. Nachdem sie Garderobe, Dusche, Zugang zum Hallenbad geschafft hat, steht sie also knapp davor, ins Bassin zu tauchen, um erleichtert zu bemerken, dass es »letztlich halb so schlimm ist«. Es ist dieser heitere, immer ein wenig selbstironische Ton, der einen dazu bringt, Scheibers nasse Versuche in ihrem Essay »Schwimmen/Schweben« mitzuerleben. Weil ihre Bemühungen ja auch recht bald belohnt werden: »Ich lasse hinter mir, was heute hinter mir gelassen werden muss.« Dieses Ruhigwerden vermittelt sie gleich im ersten Abschnitt ihres Essays. So positiv eingestimmt, begleitet man sie weiter, durch die darauf folgenden Kapitel, die jeweils mit einer Temperatur in Celsiusgraden betitelt sind. »11° C« heißt der kühle zweite Abschnitt, in dem es um die Angst vor kaltem Wasser geht. Darin stellt sie fest, dass ihr eigentlich eine wichtige Grundvoraussetzung fehle, um Schwimmerin zu sein, nämlich Widerstandsfähigkeit und ein gewisses Maß an Furchtlosigkeit. Sie schafft es, einem ihr persönliches Wagnis nahezubringen. Völlig unpräzise kommt sie

daher, wenn sie auf die Frage »Wieso tun wir das überhaupt?« die Antwort findet: »Weil wir es können.« Es geht Jaqueline Scheiber aber nicht nur ums Schwimmen, es geht ihr um unser soziales Leben überhaupt, will dabei aber nicht wie eine Motivationscoachin klingen. Sie flicht Kindheitserinnerungen



Jaqueline Scheiber
**Schwimmen/
Schweben**
Leykam, 144 S.

ein, gibt sich ihrer Faszination für das Meer voll hin und stellt dazwischen auch die Frage: »Sind wir glücklicher am Wasser?« Sie zitiert aus anderen Büchern und meint, es scheint die Schreibenden dazu zu drängen, das Schwimmen greifbar zu machen. Ihr ist es voll und ganz gelungen.

Der deutsche Autor Bernd Brunner schreibt – laut WIKIPEDIA – »entlang der Schnittstelle von Kultur-, Wissenschafts- und Mentalitätsgeschichte«. Seine reich illustrierte Geschichte des Badens und Schwimmens nennt er »Abtauchen und Treibenlassen«. Man merkt seinem Schreiben an, dass er Erfahrung hat, die diversesten Themen zu vermitteln. Die drei Mottos, die er seinem Buch voranstellt, zeigen, was einen erwartet: »Waschen ist gut! Baden ist besser! Schwimmen ist am besten!«;

dann Iris Murdochs Glücksgefühl beim Schwimmen im Meer; und – ohne Goethe geht's bei deutschen Autor/innen anscheinend nicht: »Ich schwimme und bade so gut wie ich kann.« Auch Brunner verspricht in der Einleitung tiefe Entspannung, die dann eintreten soll, wenn man einmal ins Gleiten gekommen ist. Er muss zugeben, dass es keinen eindeutigen Anfang der Geschichte des Schwimmens gibt. Aber was sich darin alles im Lauf der Zeit getan hat, hat er zusammengetragen: Darunter, wie die ersten Lehrbücher ausgesehen haben und wann die Meereslust begonnen hat, weitere Themen sind Damen- und Rettungsschwimmen, Bademoden, Schwimmstars und letztlich auch die Feststellung, dass es die »eine, beste oder richtige Art des Schwimmens nicht gibt«.

Um kurz aus der österreichischen Schwimmgeschichte zu zitieren: 1813 wurde eine Militärschwimmschule deswegen errichtet, weil 1809 in der Schlacht von Aspern viele Soldaten im damals unregulierten Donauarmen ertrunken waren. Und, weil's so schön ist, noch einmal Österreich: Sissi, die unglückliche Kaiserin, war eine glückliche Schwimmerin! ■



Bernd Brunner
**Abtauchen und
Treibenlassen.
Die Geschichte
des Badens und
Schwimmens**
HarperCollins,
192 S.

Die Arbeit am Marmortext

Von Lukas Meschik

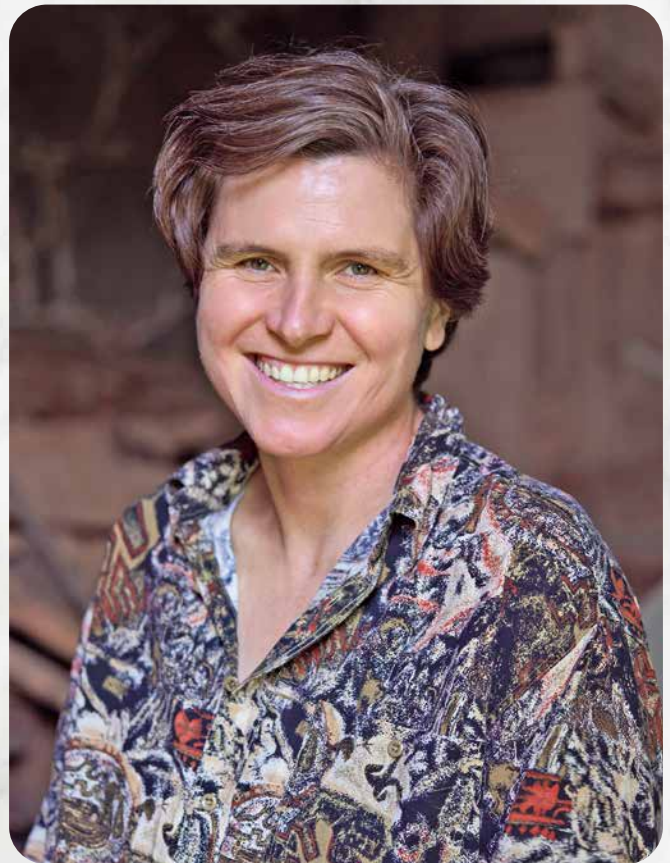
Drei poetische Essays über die Bestandteile der Welt und die Beschaffenheit von Sprache

Im Sommer 2025 hielt die Autorin und Buchgestalterin Judith Schalansky die renommierten Frankfurter Poetikvorlesungen, sie dienen als Grundlage für »Marmor, Quecksilber, Nebel«, in dem verhandelt werden soll, »woraus die Welt gemacht ist«. Ein großes Versprechen, das durchaus eingelöst wird.

Impulsgeber für ihre so anspruchsvollen wie unterhaltsamen Betrachtungen ist ein riesiger weißer Marmorblock, dem die Autorin auf einer griechischen Fähre begegnet. Da ist der gedankliche Weg ins italienische Carrara nicht mehr weit, wo der berühmte helle Marmor abgebaut wird. Die Spracharbeiterin kehrt nach Berlin in ihren »stillen Steinbruch« zurück und betrachtet die Gesteinsflächen der Staatsbibliothek mit anderen Augen. »Die Unterschiede zwischen der Arbeit an einem Marmorblock und der an einem Marmortext sind augenfällig. Die Arbeit am Stein ist reduktiv. Um aber einen Text zu polieren, schleifen, spitzen, stocken, bürsten, flächen, flammen, kugelstrahlen und scharrieren, muss er notgedrungen erst einmal da sein.«

So geht die Beschäftigung mit Skulpturen nahtlos über in die Entstehungsgeschichte des Bibliotheksgebäudes, in dem der hier zu lesende Text geschrieben wird; wir begegnen dem Bildhauer Pygmalion, der sich in die von ihm geschaffene Statue verliebt, tiefer ins Mythologische geht es mit Ovids Metamorphosen. In pointierten Einschüben beschreibt Schalansky ihre Arbeitsweise, klaubt sich Fachliteratur aus den Regalen, benutzt deren Inhalt als Material, mit dem weitergearbeitet und produktiv gespielt wird. Dabei erkennt sie »metamorphische Gewalten«, die auf den Text einwirken: »Ablagerungen von Wissenssedimenten, enormer Druck durch einen Zeitplan, der nur aufgehen kann, wenn herkulische Taten vollbracht werden und das magische Denken die physikalischen Gesetzmäßigkeiten bezwingt.«

Eine solche Herangehensweise birgt die Gefahr, dass der entstehende Text zur plumpen Aufzählung von Interessantheiten mit Namedropping verkommt, und manchmal liest sich das alles wie ein buchgewordener WIKIPEDIA-Binge, bei dem man sich neugierig von Link zu Link klickt. Doch die große Kunst von Schalansky besteht darin, dass ihr Konzept unterm Strich aufgeht. Zusammengehalten werden die Abschnitte von selbstironischen persönlichen Anekdoten, sie führt launige Gesprä-



che mit ihrem aufgeweckten Kind, auch eigene Kindheitserinnerungen fließen ein, sogar ihre Lektorin Doris tritt auf.

Der zweite Teil, »Quecksilber«, spielt in Guadalajara, Mexiko, wo Schalansky einen Vortrag hält und die Studierenden auf den Geschmack von »Bastard Books« bringen will. Sie propagiert das Kreuzen verschiedener »Buchgattungen«, als »handle es sich dabei um Tiere in menschlichem Gewahrsam, die in der Gefangenschaft dem Fortpflanzungsdruck erlagen«. So gelingen ihr immer wieder Brückenschläge zum Schreiben, wo es ebenfalls um Vermischung und Verbindung geht; auch Sprache hat einen Aggregatzustand, Text eine Maserung.

In »Nebel« geht es dorthin, wo die Welt ihre Form verliert. Wir begegnen Alan Turing und seinen »denkenden Maschinen«, aus denen später jene großen Sprachmodelle werden sollten, die uns heute begeistern und verstören. Schalansky formuliert das Ideal einer »Brühwürfelliteratur«, die »eher Zustand als Werk« ist, ein »Text im Werden«, eine »diffuse Geschichte, die sich im Halbdunkel erzählt«. Dieses Postulat setzt sie geschmeidig um und zeigt damit eindrücklich vor, woraus nicht nur die Welt, sondern woraus vor allem erhellende Literatur gemacht ist. ■

Judith Schalansky
Marmor, Quecksilber, Nebel.
Woraus die Welt gemacht ist
Suhrkamp, 176 S.

Judith
Schalansky
Marmor,
Quecksilber,
Nebel
Woraus
die Welt
gemacht ist
Suhrkamp

Foto: Jürgen Bauer

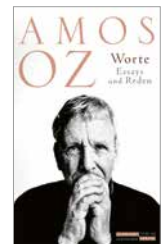
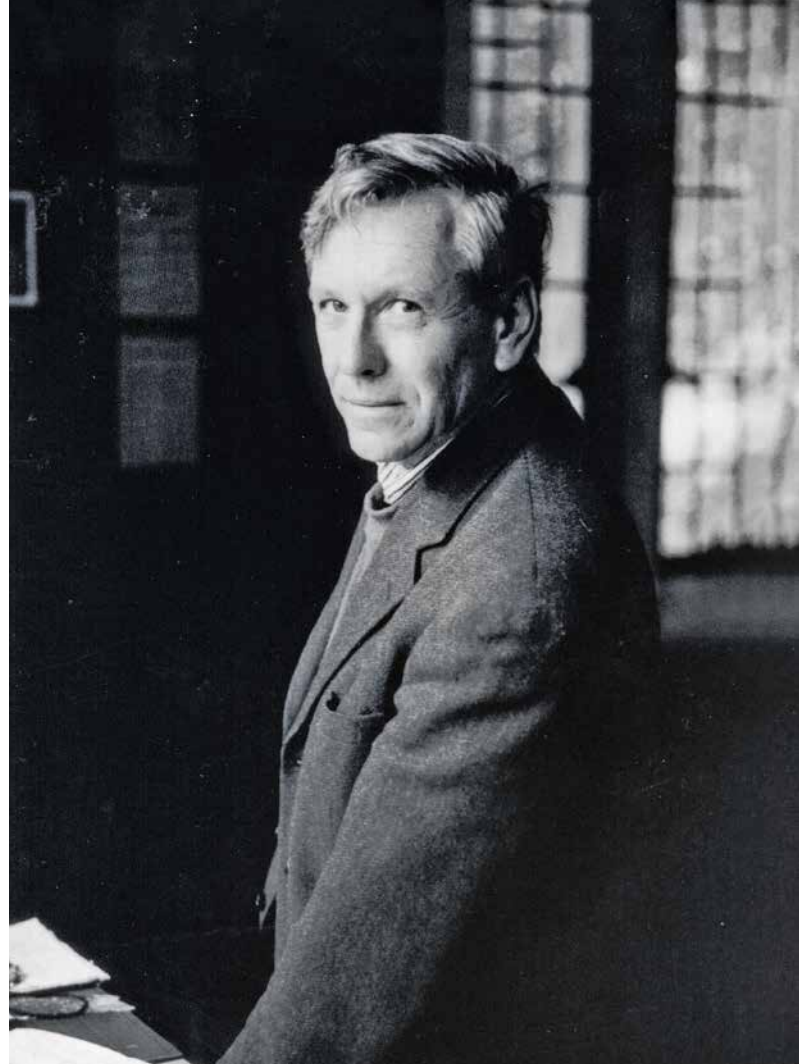
Lass uns gemeinsam einen Weg suchen

Der Band »Worte« versammelt Essays und Reden des großen israelischen Schriftstellers Amos Oz.

Von Andreas Knabl

Dieser »Längsschnitt durch den Denkweg von Amos Oz«, den Fania Oz-Salzberger und Gafnit Lasri Kokia zusammengestellt haben, beginnt mit einem Radiointerview, das der 25-jährige Oz in einer Sendung über junge Menschen in Israel gegeben hat; und endet mit seinem letzten Vortrag, den er 2018, wenige Monate vor seinem Tod, an der Universität Tel Aviv gehalten hat. Da die Texte – teilweise erstmalig transkribiert und auf Deutsch veröffentlicht – in chronologischer Reihenfolge erscheinen, wird deutlich, dass Oz mit den Jahren von extremen Standpunkten immer weiter abrückt und eine »wachsende Bereitschaft zum Zuhören und zum Dialog mit politischen Gegnern« und ein »Bemühen um gesellschaftliche und politische Mäßigung« entwickelt. Die hier vorliegenden Texte thematisieren aber nicht nur den politischen Menschen Amos Oz, der sich ein Leben lang für Humanismus, die Freiheit des Individuums, säkulares Judentum und eine Zweistaatenlösung engagiert hat; sondern auch den Künstler und Autor – beispielsweise anhand einer Vorlesung über seinen großen autobiografischen Roman »Eine Geschichte von Liebe und Finsternis«, der 2002 erschienen ist, oder anhand von Reflexionen über zwei Verse aus dem Buch Jeremia. Mit diesem Band ist dem Verlag eine würdige Verbeugung vor diesem großen Autor gelungen, die hoffentlich auch dazu beiträgt, dass die zeitlosen, wunderschönen und nach wie vor aktuellen Romane von Amos Oz von immer mehr Menschen gelesen werden. ■

Foto: Jerry Bauer



Amos Oz
Worte. Essays und Reden
Ü: Jan Eike Dunkhase
Suhrkamp, 303 S.

**Der neue Poschardt
Erscheint am 15.06.2026**

**»Sich fügen
heißt lügen.«**

ISBN 978-3-9879-1370-9
Hardcover, 350 Seiten, 27,00 €



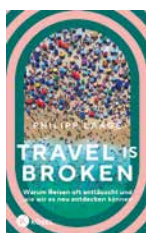
WESTEND



REISELUST, REISEFRUST

Von Maria Leitner

Philipp Laage schreibt seit gut zehn Jahren übers Reisen. Sein neues Buch »Travel is broken« trägt den Untertitel »Warum Reisen oft enttäuscht und wie wir es neu entdecken können«. Er ist hier der Optimist, sonst hätte er statt »können« wohl »könnte« geschrieben. Im ersten Buch »Vom Glück zu reisen« (Reisedepeschen, 2019) hat er mit tollen Fotos und Geschichten Reiselust geweckt, nun bremst er zunächst ab: Bevor der ganze Spaß losgeht, herrscht Anspannung und Frust, denn: »Alles fängt damit an, dass man sich schwer entscheiden kann.« Wie wahr! Nächstes Problem: Wo immer man hinkommt, sind schon andere da, wo einmal Fernweh war, sitzt heute FOMO, Fear of Missing Out. Und ist nicht der Tourist selbst zum Problem geworden? Laage geht der Kritik nach: Bereits im 19. Jahrhundert beklagten Reisende, dass nun »der Pöbel« käme, Mark Twain spottete 1869 über oberflächliche, ignorante Touristen. Doch Urlauber/innen machen die Welt nicht nur kaputt, sie bewahren sie auch: Die Urlaubsindustrie kann Wohlstand bringen, schädliche Nebenfolgen hat bei unreguliertem Wachstum jeder Wirtschaftszweig. Laage plädiert dafür, Raum für Ungeplantes, Unerwartetes zu lassen – Gehen spielt dabei eine große Rolle – und regt an, über das eigene Reisen von »früher« nachzudenken. Die Mischung aus Theoretischem, durch Studien Belegtem, und persönlichen Erfahrungen ist anregend und überzeugend – also ein Optimist! Man könnte seine Erkenntnisse mit einem Alain de Botton nachgesagten Zitat auf den Punkt bringen: »Investment in travel is an investment in yourself.«



Philipp Laage
Travel is broken.
Warum Reisen
oft enttäuscht
und wie wir es
neu entdecken
können
Kösel, 224 S.



Felicitas Hoppe
Reisen
Hanser Berlin,
128 S.

Gleich zu Beginn outet sich Felicitas Hoppe hingegen in »Reisen«, dem neuen Band der »Leben«-Reihe (Hanser Berlin): Sie ist erklärte Stubenhockerin seit ihrer Kindheit und hat damit schon früh eine Entscheidung getroffen. Als Schriftstellerin ist sie zwar permanent unterwegs, aber eine »fremdbestimmte Reisende« und nicht auf Urlaub. Sie beginnt ihre Überlegungen mit einer Taxifahrt nach Hause (wo, Gott sei Dank, alles beim Alten, also in Ordnung ist) und zitiert den Philosophen Blaise Pascal (1623–1662): »Das ganze Unglück der Menschen rührt allein daher, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer zu bleiben vermögen.« Hoppe liebt Reiseliteratur, die Wanderungen, die man nicht selbst unternehmen muss. Sie argumentiert mit Märchen als »Urzelle« der Reiseliteratur: Es geht darin immer um Abschied, Aufbruch, und um damit verbundene Gefahren. Sie schreibt von sich selbst als Jugendliche on the Road, als Touristin auf einem Containerfrachtschiff und zerlegt das Unterwegssein in drei Teile: den Traum davor; die unerquickliche Reise selbst; den Versuch, sie in den Traum zurückzuverwandeln. Felicitas Hoppe läuft gerade dort, wo der textliche Umfang vorgegeben ist, zur Hochform auf (das zeigt z. B. die kluge Einführung zur Werkausgabe Hermynia Zur Mühllens, oder aktuell das Nachwort zu »Trost« von Stig Dagerman). Am Ende des Buches löst sie das Rätsel des einleitenden Mottos auf (»Right or wrong, this is the road and we are on it« – dazu sei nur verraten, es ist nicht das Lied von Wanda Jackson), die abschließende Danksagung ist selbst eine bezaubernde kleine Wanderung durch die (Reise-)Literatur. Man bekommt größte Lust, mit dem Reisemuffel Felicitas Hoppe auf Reisen zu gehen. Leider würde sie das nie und nimmer machen ... Zwei ganz unterschiedliche Ansätze mit gewissen Parallelen. Bitte rechtzeitig buchen! ■



Hg. von Wolfgang Kühn

Mein Weinviertel II Anthologie

Mit Fotos von Nikolaus Korab
208 Seiten, 15 x 22 cm,
Hardcover, 24 €
ISBN 978-3-902717-88-7

Mit Texten von Xaver Bayer, Verena Dürr,
Mia Eidhuber, Gábor Fonyád, Johanna Hieblinger,
Eva Holzmaier, Michael Kos, Regine Koth Afzelius,
Margit Mössmer, Helmut A. Niederle, Susanne
Weigersdorfer und Mario Wurmitzer

Direkt bestellen unter literaturedition-noe.at

35 Jahre
Literaturedition
Niederösterreich



Wenn das Abenteuer ruft

Von Caterina Schiliro

Unterwegs durch die kanadische Wildnis, quer durch Europa auf den Spuren des Orient-Express oder in 80 Tagen um die ganze Welt? Drei Neuerscheinungen, die dem Ruf des Abenteurers auf ihre ganz persönliche Weise folgen.



Mit einem One-Way-Ticket nach Kanada lässt Sara Pütter das deutsche Hamsterrad, in dem sie unerfüllte Kindheits- und Karriereträume erfolglos recycelt, hinter sich. Während dieser Suche nach Antworten auf viel zu große Fragen lernt sie nicht nur die Wildnis der Natur, sondern auch die in ihrem Innersten kennen. Intim wie in einem Tagebuch verrät sie in »Wasser, Felsen, Wut: Mein Weg zu mir durch Kanadas Wildnis« viel von der Ungewissheit, mit der sie sich ihren »Platz in der Welt« erträumt. Spätestens ab dem Eintrag »Wir verlassen die Zivilisation« beginnt eine buchstäbliche Odyssee. In ihren Wegbegleiter/innen quer durch Kanada erkennt die Autorin Teile von sich selbst, die aber kein einheitliches Bild ergeben wollen. Und dann droht das verlassene Hamsterrad, sich weiterzudrehen, und sie zwischen dem Bedauern der Vergangenheit, der gegenwärtigen Ratlosigkeit und dem Zweifeln an der Zukunft einzuklemmen. Doch Sara Pütter wählt den Weg der Hoffnung, auf den man sich als Leser/in mitgenommen fühlt.

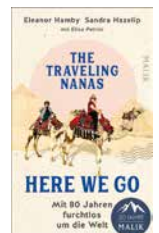
Vergangenheit: Das sind in Elly Hambys und Sandy Hazelips Fall 80 Jahre Lebenserfahrung. Mit Kindern, Enkelkindern und Urenkelkindern. Angelehnt an die berühmte 80-tägige Weltreise von Phileas Fogg, planen sie zu ihrem 80. Geburtstag, alle sieben Kontinente samt einiger Weltwunder in knappen 80 Tagen abzuklappen. Einem Reisebericht als Schablone folgend, werden hier Kindheitserzählungen, Abenteuerlust, Trauer und Glaubensfragen zu bunten Biografien zusammengestellt und mit dem Band der späten Freundschaft zugeschnürt. Um den Geldbeutel zu schonen und der üblichen Touri-Monotonie zu entkommen, hausen die zwei Texanerinnen vorzugsweise bei Locals. Die passagenweise ins Seichtere gleitende Geschichte erweist sich dennoch als sympathisch – nicht zuletzt durch das authentische Ausleben der Sich-selbst-nicht-zu-ernst-Nehmen-Attitüde und der erfrischenden Weltoffenheit zweier Omis, die

zu TikTok-Stars wurden. Pannen und Abzocken? Eine Weltreise ohne sie wäre unrealistisch. Selbst als sie in Rom am Flughafen von einem Taxifahrer übers Ohr gehauen werden, verlieren sie ihre Hoffnung und den Glauben an das Gute im Menschen nicht.

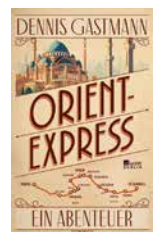
Dem betrügerischen Flughafen-Taxler hätte auch Dennis Gastmann auf den Leim gehen können. Doch der Orient-Express hat keine Flügel. Auf dessen Spuren zu sein bedeutet daher, in Bahnhofshallen zu warten, von Bahnsteig zu Bahnsteig zu sprinten und den Gleisen von Paris bis nach Istanbul zu folgen. Detailtreu und fast bildmalerisch hält der ARD-Reporter und Abenteuer-Autor fest, was ihm der abgehalftert-nostalgische Charme entlang der Gleise im heutigen, immer effizienter werdenden Europa über den historischen Orient-Express preisgibt. Das Abenteuer steckt schon im Untertitel und impliziert ungeniert eine Agatha-Christie-Atmosphäre. Aufzudecken hat Gastmann lediglich den Tod seines guten Geschmacks, als er sich in Vorbereitung auf die Pariser Modewelt im Hotelspiegel inspiziert. »Murder Mystery« eben! Von der Überfürsorge der italienischen Nonna über K.-u.-k.-Flair in Budapest bis hin zum Eintrudeln einer Straßenbahn in die pompöse Endstation eines ehemaligen Luxuszugs in der Türkei. Vielerorts verschmelzen Vergangenheit und Gegenwart zu einem zeitlosen Potpourri, das manchmal eine hochgezogene Augenbraue oder einen offenen Mund auslöst. Die meiste Zeit findet man sich beim Lesen allerdings in einer wortgewandten, modernen Abenteuergeschichte wieder, in der man auch gerne länger verweilt. Die Begegnung mit dem Anderen und die Notwendigkeit des Miteinanders sind omnipräsent und schubsen uns an der Endstation hoffnungsvoll aus dem Waggon: »Mag sein, dass alles zerfällt. Aber nicht hier. Nicht jetzt.« Das Abenteuer hat also gerufen. Geantwortet hat in allen drei Abenteuerberichten die Hoffnung – und die Lust auf mehr. ■



Sara Pütter
Wasser, Felsen, Wut: Mein Weg zu mir durch Kanadas Wildnis
Reisedepeschen, 352 S.



Eleanor Hamby, Sandra Hazelip, mit Elisa Petri
The traveling Nanas. Here we go. Mit 80 Jahren furchtlos um die Welt
Ü: Ulrike Frey, Monika Keipert Malik, 320 S.



Dennis Gastmann
Orient-Express. Ein Abenteuer
Rowohlt Berlin, 304 S.

Bella Italia

Von Caterina Schiliro und
Katia Schwingshandl

Urlaubsflair zwischen zwei Buchdeckeln: Von der Kunst, italienisch zu leben

Tanja Dusy und Klaus Maria Einwanger zeigen in ihrem Bilder- und Rezeptband, dass die »Aperitivo-Kultur« Italiens historisch verwurzelt und kulinarisch ausgefeilt ist – ob Campari, Negroni, Vermouth oder Aperol. Die Neuerscheinung versammelt Rezepte für kultige Drinks und traditionelle Happen, ergänzt durch eine Einführung in gastronomische Bräuche und ihre Geschichte. Die Entdeckungsreise führt von Mailands »Navigli« über Turins Kaffeehauskultur und Venedigs Weinschenken bis nach Padua, der Geburtsstätte des Aperols – und macht dabei deutlich, wie tief der tägliche Aperitif im norditalienischen Alltagsleben verwurzelt ist.

Während im Norden Italiens der »Aperitivo« das hektische Städtetreiben entschleunigt, nimmt man sich auf Sardinien von Natur aus mehr Zeit. In den sogenannten »Blue Zones«, jenen Gegenden mit auffällig vielen Hundertjährigen, sucht man keinen Jungbrunnen und kein Geheimrezept für Langlebigkeit. Geraldine Voss nähert sich diesen Orten mit Neugier und ohne falsche Mystik: Was sie vorfindet, sind keine außergewöhnlichen Rituale, sondern gelebte Selbstverständlichkeiten – Familie, Freundschaft, gutes Essen, Natur und Tradition. Ob das ein langes Leben garantiert, bleibt offen; dass es ein gutes ermöglicht, daran lässt das Buch wenig Zweifel.

Eric Pfeil, italophil von Kindesbeinen an, hat ein verklärtes Bild von Italien – das gibt er selbst offen zu. Sein »Kunst-Italien« ist in Wahrheit eher ein Paralleluniversum, in dem »Schriftstellerinnen und Filmstars in mondänen Bars einträchtig ihren aperitivo schlürften«, und mit diesem Bild ist er garantiert nicht der einzige unter den Italienreisefreudigen. Er diagnostiziert sich selbst verschmitzt das Italienfieber und hat auch schon eine Idee, wie man es behandelt: Gemeinsam mit seiner Frau erstellt er eine Karte der etwas anderen Art, auf der die beiden sagenumwobene Filmsets, Geburtshäuser, wichtige Film-Schauplätze sowie Lieblingsrestaurants der von ihnen verehrten Schönen und Kreativen verzeichnen. Ein bisschen irrsinnig? Vielleicht, aber vor allem einfach sehr unterhaltsam, diesem speziellen Reisebericht zu folgen.



Alle Italien-Klischees werden hier alleine im Titel bedient: »Dolce far niente« von der britischen Lifestyle-Fotografin Lucy Laucht. Sie war immer schon fasziniert vom Phänomen Strand: Pures Chaos, Menschengewimmel, aber auch ultimative Ruhe und Naturverbundenheit – hier kann einem alles begegnen. Und wie geht das nun eigentlich mit diesem süßen Nichtstun? Laucht begab sich auf eine fotografische Reise rund um Neapel, die Äolischen Inseln, Ischia, die Amalfiküste, Sizilien, Apulien und die Ägadischen Inseln. Und eigentlich ist das auch schon alles, was sie möchte: Die Nostalgie entfachen und den italienischen Sommer in unsere Herzen bringen, wenn er vielleicht gerade nicht greifbar nah ist. Hübsch, zum immer wieder Durchblättern.

Wenn sich jemand auskennt mit Italien und seiner Literatur, dann Maike Albath. Nachdem ihr Neapel-Buch »Bitteres Blau« letztes Jahr für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert war, beschäftigt sie sich diesmal – literarisch – mit der Trend-Insel Sizilien. Gemeinsam mit ihr und Giuseppe Tomasi di Lampedusa »Der Leopard« betreten wir die Insel und durchstreifen Palermo auf dessen Spuren, weitere Schriftsteller und Städte folgen, wir tauchen abwechselnd in Inselgeschichte und Literaturgeschichte ein. Ein Buch, herrlich sehnsüchtig und voller Italianità. ■



Tanja Dusy,
Klaus Maria Einwanger
Aperitivo
Gräfe und Unzer, 240 S.



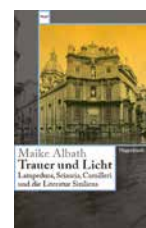
Geraldine Voss
Insel der Hundertjährigen. Warum Sardinien glücklich macht oder das Geheimnis eines langen Lebens
Gräfe und Unzer, 192 S.



Eric Pfeil
Hotel Celentano
Kiepenheuer & Witsch, 320 S.



Lucy Laucht
Dolce far niente. Der ewige Sommer Italiens
Midas Collection, 272 S.



Maike Albath
Trauer und Licht. Lampedusa, Sciascia, Camilleri und die Literatur Siziliens
Wagenbach, 336 S.

Flirrende Grenzen, flüssiges Gold: Begegnungen am Balkan

Von Erkan Osmanović

Wo(mit) beginnt eigentlich das, was wir so leichthin »den Balkan« nennen? Drei Neuerscheinungen nähern sich dieser Frage.



Wenn ich an den Balkan denke, denke ich an viele Fahrten in meiner Kindheit: In Jugoslawien geboren, in Wien aufgewachsen – das bedeutete, stets zwischen zwei Welten zu pendeln. Die unendlichen Bus- und Autofahrten rochen nach Asphalt, Čevapčići und dem Versprechen, dort anzukommen, wo Uhren spürbar anders ticken. Der Balkan war für mich nie ein bloß geografischer Raum, sondern immer auch ein anderer Zustand – ob fremder oder näher. Dieses Gefühl, diesen Zustand fangen drei aktuelle Buchpublikationen auf höchst unterschiedliche, aber einander wunderbar ergänzende Weise ein.

Den großen philosophischen und emphatischen Rahmen spannt der Text-Bild-Band »Wo Europa endet und immer wieder beginnt« von Ilija Trojanow und dem Fotografen Christian Muhrbeck. Oft wird moniert, der Balkan werde beharrlich falsch verstanden. Das stimmt. Doch irgendwie muss ein Verstehen ja auch möglich sein, oder? Trojanow und Muhrbeck versuchen erst gar nicht, die Region auf eine einfache Formel zu reduzieren. In einer Melange aus essayistischer Schärfe und fotografischer Behutsamkeit machen sie die Widersprüche Südosteuropas in ihrer ganzen Breite sichtbar. Trojanow, der als Kind aus Bulgarien floh, schreibt mit biografischer Verbundenheit und kritischer Distanz. Muhrbecks Fotografien – entstanden über drei Jahrzehnte, etwa in Sarajevos Gassen oder entlang stillgelegter Gleise in Albanien – fangen Kontinuität und Wandel in eindringlichem Schwarz-Weiß ein. Das Buch beweist: Europa endet nicht, es beginnt tief in seinen eigenen Mythen immer wieder neu.

Wie dieser Raum abseits historischer Brüche schmeckt, erzählt Johannes Gruber in »Die Honige des Balkans«. Der Önologe (Weinwissenschaftler) und Wanderimker nähert sich der Region über die-



Ilija Trojanow,
Christian Muhrbeck
Wo Europa endet und immer wieder beginnt
Bahoe Books, 320 S.



Johannes Gruber
Die Honige des Balkans
Edition Atelier, 168 S.



Daniela Schetar
Oh! Ljubljana
Folio, 160 S.

ses »flüssige Gold«, das die Essenz einer Landschaft in sich birgt. Vom Kosovo über Kroatien bis nach Griechenland kartografiert er Südosteuropa anhand von Bienen und Blüten. Honig, so lernen wir, ist das Resultat endloser biologischer Transformationen – exakt so wie der Balkan selbst. Gruber liefert ein sinnliches Journal, das üppige Flora, Traditionen und die Mythen des Imkerhandwerks verwebt. Der herbe, oft unerwartete Geschmack des Honigs wird zur treffenden Metapher für eine Region, in der historischer Schmerz und unbändige Lebenslust zu etwas Einzigartigem fermentieren. Ein Text, der ruhig dahinfließt, aber tief im Gedächtnis nachhallt.

Wer diese landschaftliche Weite auf einen urbanen Mikrokosmos fokussieren möchte, greift zu Daniela Schetars »Oh! Ljubljana«. Die slowenische Hauptstadt wird hier als pulsierendes Herz porträtiert. Und dem Porträt kann ich nur zustimmen! Schetar führt mit dem Blick einer echten Kennerin durch die verschlungenen Gassen, verweist auf Architektur, Kultur und Kulinarik – Ljubljana ist eine Stadt der kurzen Wege und der großen Gastfreundschaft. Das charmante Buch fungiert dabei als eine Art Scharnier: Ljubljana ist architektonisch noch mitteleuropäisch geprägt, atmet aber bereits die mediterrane Melancholie und Leichtigkeit.

Zusammen bilden diese drei Werke eine Kartografie des Balkans, aber auch des Sommers: In Muhrbecks Bildern spüren wir die flirrende Mittagssonne auf alten Mauern, in Grubers Zeilen schmecken wir die Süße der südlichen Flora und bei Schetar finden wir den Schatten in den Gassen einer Metropole. Es sind Begleiter für eine Reise, die am Ende mitten hinein in ein anderes Lebensgefühl führt – vielleicht und besonders für die Zeiten, wenn die Tage wieder kürzer werden. ■

Berlin, Paris, Wien

Von Caterina Schiliro

Wir werden nie alles über die Städte wissen, in denen wir leben. Diese Bücher lassen uns den Blick schärfen und geheime Ecken und altbekannte Orte neu entdecken.



Björn Kuhligk
Berlin in 80 Imbissen
Favoritenpresse,
120 S.



Elli Ioannou
Geheime Gärten in Paris. Grüne Juwelen im Herzen der Stadt
Ü: Carmen Hindemith
Gerstenberg,
224 S.



Manuel Zauner,
Alexander Rieder
Ab Hof Wien.
Kulinarische Landpartien rund um Wien mit 30 Rezepten
Anton Pustet,
250 S.



EIN HAPPEN KULTUR

Angetrieben von der ersten Imbiss-Erinnerung als Kind und um das zunehmende Verschwinden von Imbissbuden besorgt, begibt sich der Berliner Fotograf und Autor Björn Kuhligk auf eine Imbiss-Safari durch Deutschlands Hauptstadt. Mit seiner Kamera fängt er deren unverfälschte Einfachheit und unnachahmliche Authentizität ein. Geöffnet, geschlossen, gut besucht oder ganz versteckt: Die Bilder zeigen die Imbisse, wie man sie morgens am müden Weg zur Arbeit oder am verkateren Heimweg nach einer ausgelassenen Nacht kennt. Im Vordergrund steht nicht die kulinarische Raffinesse, sondern die ästhetische Kraft der Schnellrestaurants. Als »Orte, an denen das Essen auf uns wartet« und an denen sich alle Bevölkerungsschichten vorurteilsfrei treffen können, erkennt Kuhligk die Imbissbude als Kulturgut an und ruft sie gleichzeitig als gefährdete Spezies aus. Ein bildhaftes Plädoyer, den Berliner Imbissstand nicht aus seiner selbstverständlichen Existenz ins Vergessen verschwinden zu lassen. ■



GRÜNE FARBTUPFER

Es ist das Spazieren, Durchstreifen, Schlendern, das uns die Tore zu den unscheinbarsten und geheimsten Plätzchen der Großstadt öffnet. Elli Ioannou, internationale Modefotografin und Wahl-Parisienne, plaudert aus dem grünen Nähkästchen und verrät, wo die Stadt der Liebe ihre romantischen Gärten und kunstvollen Grünanlagen versteckt. Dabei führt dieser Ausflug ins Grüne vom linken zum rechten Seine-Ufer, über Plätze und Parkwanderungen, durch die Innenhöfe von Hotels, Museen und Palais in öffentliche und versperrte Stadtgärten. Jeder Ort hat eine Geschichte und jede Geschichte ihre Zeug/innen. Ihre Namen finden sich heute in den Straßen- und Parkbezeichnungen wieder und ihre steinernen Augen beobachten die Nachwelt. Ioannou verknüpft Botanik und Biografie, als würden diese unweigerlich zueinander gehören. Es kommt Lust auf, auch fern von Paris das Dickicht der eigenen Stadt zu durchforsten und sich auf die Suche nach solchen »Geheimen Gärten« zu machen. ■

REGIONALE SCHMANKERL

In und rund um Wien schlummert eine Welt, die einen Gang zurückgeschaltet hat. Eine Welt, die sich wortwörtlich im Hier und Jetzt befindet, weil sie sich mit den Jahreszeiten mitbewegt. In diesem Band, prall gefüllt mit Bildern und Informationen, stellt Manuel Zauner als Fotograf nachhaltige landwirtschaftliche Betriebe mit ihren jeweiligen Produkten vor, während Alexander Rieder, Rezeptautor, diese in saisonale Gerichte ummünzt. Ganz nach dem Motto »Auf den Tisch kommt – kurz gesagt –, was es gerade gibt«. Im Reiseführer-Stil, mit Öffnungszeiten und Telefonnummern versehen, lernt man Betriebe kennen, die sich auf alte Tierrassen und Gemüsesorten spezialisiert haben oder es sich zur Aufgabe gemacht haben, Wissen über Land und Tier weiterzutragen. Eine Berufung, die Hin- und Erfindungsgabe erfordert. Es zahlt sich aber aus über den Supermarkt-Tellerrand hinauszuschauen und in ein regionales »Gemüsekiestl« einzutauchen. »Ab Hof« werden hier nicht nur Lebensmittel verkauft, sondern auch Ratschläge für ein bewusstes, entschleunigtes Leben verteilt. ■

Fotos: Björn Kuhligk/Favoritenpresse; Elli Ioannou/PARC MONCEAU; Manuel Zauner

Die Suche nach einem Miteinander

Von Caterina Schiliro

Zwei Reisen, zwei Suchen: Millay Hyatt erkundet zu Fuß menschliche Verbindungen zwischen Berlin und Polen, Neige Sinno findet Solidarität bei den Zapatist/innen in Chiapas.

WO EIN WILLE, DA EIN WEG

Millay Hyatt will Verbindung schaffen. Zwischen Stadt und Land und zwischen sich und ihrer Umwelt. Mit Landkarte und ohne Smartphone verlässt sie mit einem 10-Kilo-Rucksack ihre Berliner Wohnung und marschiert los. Immer Richtung Osten und ganz wichtig: immer zu Fuß. Um Orte miteinander zu verbinden, muss man wissen, was dazwischen liegt. Mit Bus, Bahn und Flugzeug überspringt man diese Zwischenorte problemlos und löscht sie aus dem kollektiven Gedächtnis. Genau hier schließt Hyatts Reise an. Was liegt zwischen A und B – und vor allem wer?

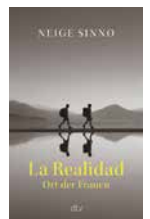
Auf ihrer Reise, die sie bis nach Polen führt, lässt sie sich von Bekannten an Bekannte weiterempfehlen, um auch menschliche Verbindungen herzustellen und die Geschichten dieser Menschen, die Geschichte der Orte und ihre eigene ineinander zu verflechten. Dabei betreibt sie eine Art »kulturelles Couch-Surfing« gegen das Vergessen unseres Miteinanders. Nach und nach gewöhnt sie sich daran, bei Fremden unterzukommen – und morgens nicht zu wissen, wo sie abends schlafen wird. Dieser Reisebericht ist ein starker Aufruf, einfach loszugehen und die Welt wirklich kennenzulernen. ■



Millay Hyatt
Wie viele Tage muss ich gehen.
Zu Gast in unbekannter Nachbarschaft
Friedenauer Presse, 224 S.

DIE HARTE REALITÄT

Die Realität und die Vorstellung der Realität sind zwei verschiedene Sachen. Als die französische Autorin Neige Sinno als junge Studentin eine Reise nach Mexiko unternimmt, setzen sich ihre Erwartungen an das Land zusammen »aus poetischen Mythen und Diskursen, aus ästhetischen und philosophischen Darstellungen, die mehr auf Projektionen fußen als auf Forschungsergebnissen im eigentlichen Sinne«. Auf den Spuren der süd mexikanischen Zapatist/innen lernt sie an der Seite ihrer spanischen Freundin Marga Mexikos Kultur, Sprache und Menschen kennen. Sie suchen nichts Geringeres als den Zugang zu einer besseren Welt: Als Europäerinnen balancieren sie auf einem dünnen Seil zwischen übergriffigem Interesse und ignoranten Zurückhaltung. Nach ihrem Bericht über eine Missbrauchs-Erfahrung in »Trauriger Tiger« möchte Sinno nicht nur neue Wege, sondern vor allem Frauensolidarität finden – und begibt sich dafür auf die Reise nach La Realidad. Für sie wird Mexiko schließlich auch die Wahlheimat. In ihrer Erzählung nähert sich Sinno einer Art experimenteller Geschichtsschreibung, für sie steht fest, dass »keine Sichtweise das Privileg der Wahrheit für sich beanspruchen kann«. ■



Neige Sinno
La Realidad. Ort der Frauen
Ü: Michaela Meßner
dtv, 272 S.

emons: FRÜHLING, FERNWEH, LIEBLINGSORTE



www.emons-verlag.de



America, where are you now?

Von Andreas Knabl

Am 4. Juli werden die USA 250 Jahre alt. Zu diesem besonderen Geburtstag bemühen sich viele Titel um eine Bestandsaufnahme, und verorten diese so widersprüchliche und weltpolitisch hochrelevante Nation auf unterschiedliche Weisen.

Für die erste dieser Bestandsaufnahmen hat sich Horst Lauinger gemeinsam mit Stefan Wagner eine Herkulesaufgabe vorgenommen: Unter dem Titel »I Have a Dream« versammeln die beiden Herausgeber rund 250 Texte aus 250 Jahren US-Geschichte und spannen dabei einen Bogen von der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten bis in die Gegenwart. Dieser »Roadtrip«, wie die beiden ihre Anthologie im Untertitel nennen, umfasst Prosatexte und Gedichte genauso wie Songs, Essays, Reden, Briefe, Reportagen und Grabinschriften. Lauinger und Wagner sind sich, wie sie im Nachwort versichern, der Tatsache bewusst, dass eine solche Textsammlung dem Vorhaben gleichkomme, »den Mississippi River in ein Whiskeyglas zu füllen«, und erheben niemals den Anspruch der Vollständigkeit. Sehr wohl aber könne sie eine Einladung an ihr Publikum sein, Texte wieder zu lesen und – vor allem – neue Texte zu entdecken, die bis dato im deutschen Sprachraum noch nicht veröffentlicht worden sind. Außerdem habe man darauf geachtet, bisher auch in Amerika eher marginalisierte Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Das Ergebnis dieses ehrgeizigen Vorhabens kann sich sehen lassen: Der über 900 Seiten starke Band ist eine tief beeindruckende Anthologie, die mit wenig Kommentierung auskommt und die vielen unterschiedlichen Texte für sich selbst sprechen lässt; wobei längere Texte in deutscher Übersetzung abgedruckt werden und kürzere Texte oft zweisprachig. Man kann bei einem Brief von Herman Melville an Nathaniel Hawthorne zu lesen beginnen, dann weiter-springen zu Djuna Barnes, Josephine Baker oder zu Amelia

Earhart, die Präsident Roosevelt erklärt, »wozu Frauen fähig sind«, und dann Texte von Louise Glück oder Siri Hustvedt lesen. Gerade eine sprunghafte Lektüre, die die chronologische Anordnung der Texte ein wenig außer Acht lässt und bei der man auf individuellen Pfaden eigene Schlüsse ziehen kann, erscheint besonders reizvoll. Man kann diese so feinfühlig und klug zusammengestellte Sammlung auf jeder beliebigen Seite aufschlagen und wird dort einen Text finden, der 2026 relevant und lesenswert erscheint. Lauinger und Wagner möchten mit ihrer Auswahl aber auch zeigen, dass den USA – und mit ihnen der gesamten Welt – 2026 nicht nur zum Feiern zumute sein sollte. Das Land setze aktuell viele seiner Errungenschaften aus dem abgelaufenen Vierteljahrtausend aufs Spiel, weswegen es wichtig sei, sich des »American Dream« zu besinnen und mit den Gedanken jener Menschen zu beschäftigen, die unentwegt an Fortschritt, Vielfalt und Freiheit geglaubt haben. Sollten Sie den Geburtstag der USA mit einer einzigen Buchanschaffung begehen wollen, greifen Sie unbedingt zu dieser gewaltigen und vielstimmigen Anthologie!

Sollten Sie aber einen stringenten und analytischen Blick auf das Geburtstagskind bevorzugen, bietet sich etwa der Titel »This is America – is this America?« an, den die Journalistin Johanna Roth vorgelegt hat. Roth, die mehrere Jahre als Korrespondentin in den USA gelebt hat, versucht die vielen Widersprüche aufzuzeigen, die dieses Land in so zahlreichen Lebensbereichen durchziehen. Sie beginnt in der Stunde der Gründung der USA und blendet gleich über in die »No Kings«-

Foto: Thayne Tuason via Wikimedia

Proteste, mit denen viele Menschen im Land ihre Ablehnung gegenüber dem aktuellen Präsidenten ausdrücken. Roths penibel recherchierter Essay ist ein überzeugender und auch alarmierender Blick auf die USA, die, wie sie schlüssig ausführt, sich von dem Land der unbegrenzten in das Land der begrenzten Möglichkeiten zu verwandeln drohen.

In eine ganz ähnliche Kerbe schlägt mit »Der amerikanische Albtraum« der Journalist und Moderator Klaus Brinkbäumer, einer der beiden Hosts des erfolgreichen ZEIT-Podcasts »OK, America?«. Brinkbäumer analysiert in seinem Buch den »Faschismus made in USA«, der einem »ungarischen Drehbuch« folge und der sich seit Donald Trumps abermaligem Amtsantritt als US-Präsident in Windeseile ausbreite. Brinkbäumer beschreibt den gesellschaftlichen Umbruch, der sich gerade vollzieht und versucht zusammenzufassen, welche Folgen die Schritte der aktuellen Regierung für die USA und damit die ganze Welt haben können. Es geht etwa um das Wahlrecht, um Rassismus, um die Forschung – und um die Demokrat/innen, die Trump als Opposition in erster Linie durch »Gruppenschlafwandeln« auffielen.

Auch für Andreas G. Weiß, der mehrere Jahre im »Bible Belt«, den vom evangelikalen Protestantismus geprägten Südstaaten der USA, gelebt hat und aktuell für die SALZBURGER NACHRICHTEN und DIE FURCHE schreibt, befindet sich das Land in einer besorgniserregenden Lage. Gewalt gegen die eigene Bevölkerung sei mittlerweile »administrative Normalität« geworden. Weiß, der sich vor allem für die religiösen Aspekte der US-Politik interessiert, geht in seiner Analyse »Das Ende eines Traums« auf genau diese Aspekte in Amerikas gegenwärtiger Situation ein und bietet so einige überraschende Erkenntnisse. Er verknüpft Trumps Aufstieg mit Veränderungen in der konfessionellen Struktur des Landes und versucht Antworten darauf zu finden, warum das gegenwärtige Amerika »Vielfalt als Unordnung« und »Wandel als Schwäche« wahrnimmt.

Die Freiheit des amerikanischen Volkes, die laut der bisher genannten Analysen immer mehr verloren geht, steht im Zentrum der umfangreichen

Untersuchung, die Sarah M.S. Pearsall, Professorin für Geschichte in Maryland, vorgelegt hat. In ihrem Buch »Freiheit. Eine neue Geschichte der Amerikanischen Revolution« steht dieses »Epochenereignis« im Zentrum, das aus ihrer Sicht nicht nur aus dem Freiheitsdrang der Gründerväter erwachsen ist. Auch Freiheitsbestrebungen, die zu dieser Zeit in mehreren Regionen der Welt zu beobachten sind, waren dafür maßgeblich. Sehr schlüssig führt Pearsall aus, dass die Rolle, die versklavte Menschen, Frauen und indigene Völker dabei gespielt haben, bisher viel zu wenig beachtet worden ist und dass es an der Zeit ist, »den längst überholten amerikanischen Exzeptionalismus zu korrigieren«. ■

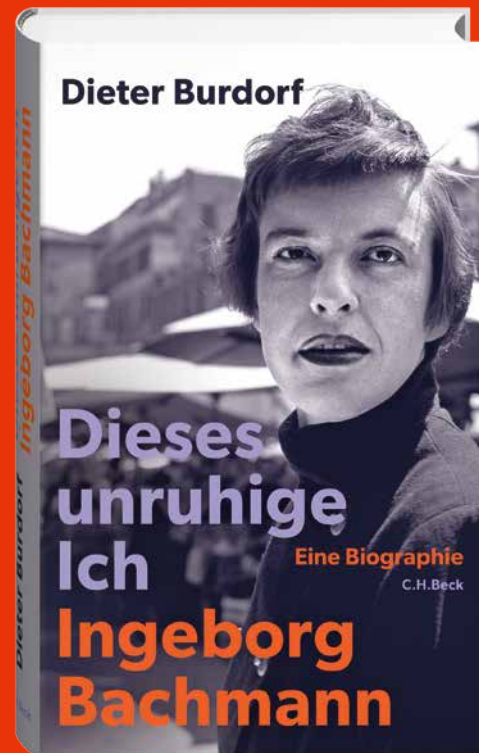
Horst Lauinger,
Stefan Wagner (Hg.)
I Have A Dream.
250 Jahre Vereinigte
Staaten von Amerika
– Ein Roadtrip
in Storys, Gedichten,
Songs, Essays,
Reden, Briefen und
Reportagen
Manesse, 960 S.

Johanna Roth
**This is America –
is this America?**
250 Jahre USA.
Eine Idee und ihre
Widersprüche
Piper, 336 S.

Klaus Brinkbäumer
**Der amerikanische
Albtraum.**
Faschismus made
in USA
S. Fischer, 352 S.

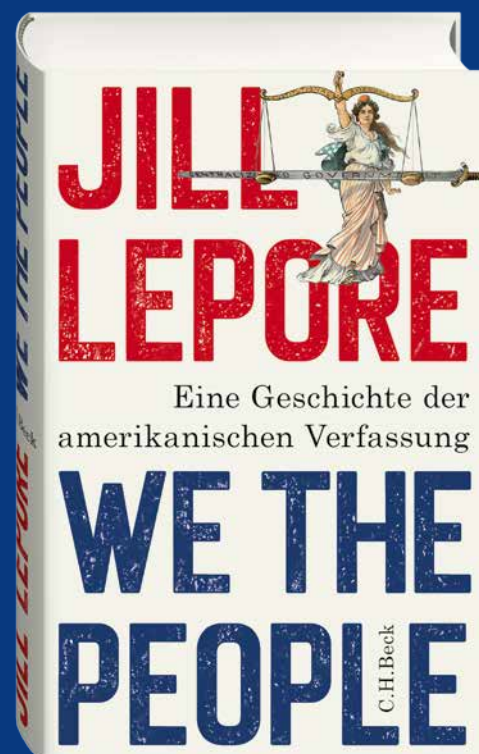
Andreas G. Weiß
**Das Ende eines
Traums. Donald
Trump und der 250.
Geburtstag der USA**
Patmos, 176 S.

Sarah M.S. Pearsall
**Freiheit. Eine neue
Geschichte der
Amerikanischen
Revolution**
Rowohlt Berlin, 496 S.



764 Seiten | 32 Abbildungen | Gebunden
€ 38,- [D] | € 39,10 [A] | ISBN 978-3-406-84484-3

»Dieses unruhige Ich zeigt, wie verschlungen der Weg vom Leben in die Literatur ist.« Tina Hartmann, F.A.Z.



Aus dem Englischen v. Werner Roller u. Annabel Zettel.
918 Seiten | 93 Abbildungen | 7 Grafiken
Gebunden | € 48,- [D] | € 49,30 [A] | ISBN 978-3-406-84524-6

PULITZER PREIS Historisches Buch 2026

»Man kann sich keinen besseren Text von keiner besseren Historikerin zu keinem besseren Zeitpunkt vorstellen.« Timothy Snyder

Überwältigendes Unbehagen

Wo, wie und wann fängt Faschismus an? Mark Terkessidis versucht eine Positionsbestimmung.

Von Hans-Dieter Grünefeld

Visionen, die einst unter dem Motto »Mehr Demokratie wagen« Euphorie weckten, sind verpufft. Nun erkennt Terkessidis, dass die Emanzipation von Minderheiten, modern als »woke« verunglimpft, in der Gegenwart von populistischer Rhetorik zur Antithese umgestülpt ist. Insbesondere wegen migrationsbedingter Veränderungen wird eine Gefährdung nicht der Demokratie, sondern der eigenen Mehrheitsidentität behauptet. Solche »Gewalt am Denken« wendet politische Kontroversen zu imaginären Disputen: »Der Konflikt unter minoritären Haltungen spielt sich im Imaginären ab, in dem alle Beteiligten die eigene Zerstückelung im Spiegel des Gegenübers zu überwinden trachten.« Argumente werden dabei durch Denunziation ersetzt. Glaubwürdige Reaktionen und konsistente Reformprojekte fehlen. So sind durch politische Lähmung Sinnlücken entstanden, die progressive Kräfte ohne fundierte Strategien nicht haben füllen können. Stattdessen haben sich diffuse Übergangszonen zu rechtsextremer Propaganda geöffnet – attraktiv für Unzufriedene. Eine starke Autokratie soll vermeintliches Chaos wieder zur Ordnung bringen. Dieses Dickicht der beobachteten Tendenzen empfindet Terkessidis als »überwältigendes Unbehagen«. Davon angetrieben, nähert er sich in seiner Positionsbestimmung dem schwierig zu deutenden Phänomen, wann Faschismus (wieder) beginnt. Sein Fazit: Nur durch analytisch geschärften Verstand ist die massive Verbreitung faschistischer Doktrinen zukünftig vermeidbar. ■



Mark Terkessidis
Gewalt am Denken. Wann
beginnt Faschismus?
Matthes & Seitz, 142 S.

Destruktive Rülpsen

Man ist, was man isst – heutzutage meist eine Bedrohung für die Umwelt. Dave Goulson zeigt, wie das vermieden werden kann.

Von Anne Aschenbrenner

Kühe haben schlechte Presse. Der Flächenbedarf für ihre Zucht trägt maßgeblich zur Rodung der Waldbestände bei, und sie stoßen jede Menge Methan aus. Und aufgrund der ineffizienten Umwandlung von Futter in Milchprodukte gehört Käse ökologisch zu den belastendsten Lebensmitteln. Aber auch viele andere Produkte auf unseren Tellern sind pestizidbelastet, überzuckert, hochverarbeitet, zerstören die Umwelt, gefährden das Klima.

Was also sollen wir essen? Das fragt Dave Goulson: Noch nie wurde in reichen Industrieländern so viel Augenmerk auf Ernährung gelegt, und noch nie war es trotz Überfluss so schwer, sich »richtig« zu ernähren. Goulson leistet hier einen brauchbaren Beitrag. Zugänglich und ohne Umschweife erklärt er komplexe Zusammenhänge. Denn: »Das aktuelle Lebensmittelsystem ist von Grund auf kaputt. Wir sitzen bis zum Hals in der Scheiße.« Erschüttert sollen wir sein, verzagen müssen wir nicht: Wenn es gelingt, den Bestand von derzeit etwa 1,5 Milliarden Kühen zu verringern, wäre schon viel gewonnen. Methan ist ein »Klimabooster« und wirkt im Zeitraum von 20 Jahren rund 82-mal stärker als Kohlendioxid, bleibt aber deutlich kürzer in der Atmosphäre. Gerade deshalb kann eine schnelle Reduktion den Klimawandel kurzfristig spürbar bremsen. Nebenher klärt Goulson ein Missverständnis der Agrargeschichte auf: Es ist der Rülpsen, der das Klima gefährdet, nicht der Furz. Kühe stoßen das Methan überwiegend vorne aus und nicht, wie oft behauptet, hinten. ■



Dave Goulson
Was also sollen wir essen?
Gute Ernährung –
für uns und den Planeten
Hanser, 352 S.

In die Tiefe der Räume

Jan-Werner Müller über die politische Dimension öffentlicher Architektur

Von Alexander Kluy

Architektur ist immer politisch. Aber wie demokratisch ist sie eigentlich? Und wie architektonisch die Herrschaft des Volkes? In Bangladesch, schreibt Jan-Werner Müller, wird das Parlamentsgebäude von allen als bauliche Verkörperung der Demokratie gepriesen. Ein Architekt schwärmte, dieser Sitz der Legislative – entworfen von Louis Kahn – sei »unser Gewissen, das von uns erwartete, dass wir das Richtige taten.«

Kann Architektur wirklich derart »sprechend« und steinern beredt sein? Welche »Räume« braucht Demokratie – und welche erschafft sie? Müller, deutscher Politikwissenschaftler, der seit 2005 Politische Theorie und Ideengeschichte in Princeton lehrt, widmet sich diesem Spannungsfeld.

Durch mehrere Jahrhunderte politisch-architektonischer Vorstellungswelten bewegt er sich gelehrt wie gut lesbar. Die Politik der Straße ist entscheidend für ein Mit-, wie für ein Gegeneinander. Abbild der Vielfalt, Ort des Protests und Möglichkeit zur Begegnung: All das sind Straßen und Plätze einer Stadt. Zuwendung, Rückzug, Einander-Sehen, Informelles: Diese Mischung ist entscheidend. Der Berliner Architekt Axel Schultes, der mit Charlotte Frank das Bundeskanzleramt entwarf, nannte das suggestiv »suggestive Räumlichkeit«. Inzwischen ist die Trennung von öffentlichem und privatem Raum durch Smartphone und Online-Leben fast aufgehoben, was Urbanität anders akzentuiert. Müllers Fazit: Demokratie braucht unvollständige, offene Orte. Eine anregende, differenzierte Abhandlung. ■



Jan-Werner Müller
Straße, Platz, Palast.
Zur Architektur
demokratischer Räume
Suhrkamp, 267 S.



SACHBUCHREGAL

Starke Schwestern

Engagierte Historikerinnen nehmen uns mit auf einen Streifzug durch die Geschichte – zu bemerkenswerten Frauen, die sich gegen die patriarchale Ordnung behaupteten.

Für Menschen der jüngeren Generation ist völlig undenkbar, was vor gut 50 Jahren noch per Gesetz vorgeschrieben war – etwa, dass Frauen für einen Arbeitsvertrag die Unterschrift des Ehemannes benötigten. So arg waren lange Zeit die Rechte von Frauen beschnitten. Allerdings bedeutet das nicht automatisch, dass Frauen völlig aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen waren. Dies arbeiten zurzeit Historikerinnen in einer wahren Flut an Studien und Büchern immer deutlicher heraus. »Uns wird klar, dass wir bei allem, was wir über die Renaissance wussten, doch nur die halbe Geschichte kannten. Und wir erkennen langsam, wie viel uns dadurch entgangen ist«, schreibt etwa Ramie Targoff in ihrem Buch »Shakespeares Schwestern«, in dem sie vier vergessene Schriftstellerinnen vor den Vorhang holt. Aemilia Lanyer (1569–1645) z. B. war die erste Frau überhaupt, die im 17. Jahrhundert ein Buch mit eigenen Gedichten veröffentlichte – eines davon ist eine feministische Nacherzählung von Sündenfall und Kreuzigung. Eigentlich unglaublich, dass uns so etwas bisher von der (männlichen) Geschichtsschreibung unterschlagen wurde!

Ähnlich bemerkenswerte Geschichten weiß Katrin Unterreiner zu erzählen: In »Liebe & Macht« wirft sie einen weiblichen Blick hinter die Kulissen des Wiener Kongresses (1814–1815) und beschreibt den nicht zu unterschätzenden Einfluss von Frauen auf das politische Geschehen – als Beraterinnen, Lobbyistinnen und Netzwerkerinnen. Ermöglicht wurden ihnen diese Rollen durch die Ideale der Französischen Revolution. Durch den Erfolg ihrer Bemühungen zum positiven Abschluss des Kongresses trugen sie – paradoxerweise – aber ebenso dazu bei, dass die neuen Freiheiten infolge der Restauration der alten Regime bald wieder passé waren ...

Nicht minder faszinierend ist Jutta Jacobis neue Biografie von Kristina von Schweden (1626–1698). Nach zehn Jahren Regentschaft als schwedische Königin konvertierte diese zum Katholizismus und emigrierte nach Rom – und lehnte sich auch sonst gegen viele der damaligen Konventionen auf. So unterhielt sie in jungen Jahren eine zärtliche Freundschaft mit einer Hofdame, später jahrzehntelang ein Verhältnis mit einem Kardinal. Als Kunstmäzenin förderte sie Künstlerinnen und Sängerinnen, gleichzeitig lehnte sie alles ab, was mit Weiblichkeit verbunden war – sie duldete beispielsweise keine schwangeren Frauen in ihrer Nähe.

Mit der Zeit wurde es für Frauen in vielerlei Hinsicht einfacher, sich gegen gesellschaftliche Zuschreibungen durchzusetzen. Gunna Wendt illustriert dies eindrucksvoll am Beispiel von Frieda und Else Richthofen (1879–1956; 1874–1973), deren Lebensstil und Männergeschichten so ziemlich allen Vorschriften ihrer Zeit widersprachen. Und dennoch machten die Schwestern Karriere – als Schriftstellerin bzw. als erste Sozialwissenschaftlerin in Deutschland.

Die beiden haben jedenfalls ihre Möglichkeiten voll ausgeschöpft – so wie Anna Plochl (1804–1885), die sich an der Seite ihres Ehemanns Erzherzog Johann eine dominierende Stellung in den steirischen Musterbetrieben erarbeitete. Auf Basis von bisher zum Teil unausgewerteten Briefen und Tagebüchern zeichnet Gabriele Reiterer diesen Weg Pochls von der »gamsaugeten« Ausseer Postmeisterstochter zur angesehenen Managerin und nahezu gleichrangigen Partnerin des Habsburgerprinzen nach – weit abseits aller Klischees und garniert mit vielen Aha-Erlebnissen, die so manche gängige Anschauung über das Leben in früheren Zeiten über den Haufen werfen. ■

Ramie Targoff
**Shakespeares
Schwestern. Wie
Frauen die
Renaissance
schrieben**
Insel, 431 S.



Katrin Unterreiner
**Liebe & Macht.
Hinter den Kulissen
des Wiener
Kongresses**
Carl Ueberreuter,
160 S.



Jutta Jacobi
**Königin ohne Land.
Kristina von Schweden – eine Biografie**
Reclam, 304 S.



Gunna Wendt
**Frauen von morgen.
Die Schwestern
Richthofen im Kreise
der Bohème**
Reclam, 188 S.



Gabriele Reiterer
**Anna Plochl. Land-
wirtin – Pionierin –
Habsburgerin**
Molden, 240 S.

Empathie statt Echokammer

Von Andreas Kremla



Unser gesellschaftliches Handeln wird von Emotionen bestimmt. Vier Autor/innen erkunden sie von unterschiedlicher Seite. Manches auf diesem Jahrmarkt der politischen Gefühle klingt dabei erstaunlich ähnlich.

Eine überstrapazierte, polarisierte Gesellschaft, in der wirtschaftlicher Liberalismus und Aufmerksamkeitsökonomie regieren und die Menschen in Selbstoptimierung und Selbstdarstellung drängen – das diagnostizieren sie alle vier. Ihre Therapievorschläge hingegen sind unterschiedlich.

In »Achtsam geht die Welt zu Grunde« erzählt Kathrin Fischer, was alles mit Achtsamkeit gelöst werden soll; wie sie selbst entsprechende Meditationen erlernte. Bis sie genug hatte, als sie am eigenen Leib verspürte, wie wütend man werden kann, wenn man in einer kritischen Situation sanft suselnde Selbstoptimierungstipps bekommt statt Empathie oder Unterstützung. Die Journalistin startete ihren Podcast »Erschöpfung statt Gelassenheit – Warum Achtsamkeit die falsche Antwort auf ziemlich jede Frage ist«. Darin – wie in diesem Buch – belegt sie ihre Grundthese: »Wir versuchen nur noch, das Selbst

zu verändern, nicht mehr die Welt.« Schnell dreht sich ihr Karussell: Einmal zitiert sie aus den Interviews in ihrem Podcast, aus philosophischen Werken, zwischendurch bringt sie eine kurze Geschichte des Buddhismus. Dann wieder berichtet sie reportageartig aus einem Labor, in dem die Hirnströme eines Mnchs untersucht werden oder erzählt von dem kambodschanischen Bauern, dem seine Dorfnachbar/innen lieber mit einer geschenkten Kuh aus seiner emotionalen Krise halfen als mit einem Antidepressivum. Durch den pointierten Stil und die Selbstironie der geübten Moderatorin und Radiomacherin wirkt das so nah und lebendig, dass es sich manchmal mehr nach hören anfühlt als nach lesen. Die Botschaft klingt laut und deutlich: Arbeiten wir bitte nicht stets neu an unserem bestangepassten Verhalten, sondern wieder an den bestmöglichen Verhältnissen!

»Neuropolitische Dissonanz« – das ist neu. In »Hirn statt Moral« beschreibt Liya Yu, wie diese Emotion entsteht: Wenn unsere Vorstellungen, wie die Welt sein sollte, und unsere Alltagsbeobachtungen auseinanderklaffen. Geradlinig und ohne Angst vor Dunkelheit oder monströser Komplexität fhrt sie mit den Lesenden in die Tiefe des Denkens. Dort sehen wir, wie auch die schlimmsten Rassist/innen sich selbst nicht als solche oder als böse erleben, sondern einfach nur als Verteidigungsinstanz einer Gruppe, die ihr berleben sichert. Wie das Absprechen menschlicher Eigenschaften, die Dehumanisierung zu den gröſsten Gruelthaten fhrt – nicht nur im Mittelalter oder unter den Nazis, sondern ebenso in Ruanda oder im serbisch

Abbildung: Tylljura via Pixabay

besetzten Bosnien der Neunzigerjahre – und wie beschränkt unser Vorrat an Empathie leider ist. Gute Nachricht: Um Menschen als Menschen zu sehen, genügt der Versuch, zu verstehen, wie sie denken. Diese sogenannte Mentalisierung kostet weniger Energie als Mitgefühl. Liya Yu ist gelernte Politikwissenschaftlerin und Tochter chinesischer Eltern, die einst Maos Kulturrevolution überlebten. Sie hat das Konzept der Neuropolitik entwickelt, das versucht, politische Phänomene auf Basis neurologischer Muster zu erklären. Optimistisch schlägt sie einen neuen, neuropolitischen Gesellschaftsvertrag vor, »eine zukunftspositive Antwort, die wir den Rechtsextremen und Populisten entgegensetzen können, weil er auf einem radikal veränderbaren und autonomen Verständnis unseres Gehirns basiert.«

Höflichkeit ist ein alter Hut? »Die neue Höflichkeit« schlägt Pierrot Raschdorff unter eben diesem Titel vor. Dabei geht es ihm weniger um Umgangsformen oder gar Sprachregelungen, sondern um Grundhaltungen: »Kein kosmetisches Programm für glatte Oberflächen. Sie ist ein demokratischer Rahmen, sie hält die Freiheit zum Streit hoch und setzt zugleich Grenzen, wo Entwürdigung droht.« Nicht weniger streiten, besser streiten ist das Ziel. Dabei wendet er sich gegen das gängige Narrativ einer gespaltenen Gesellschaft. Er entwickelt eine weit differenziertere Diagnose unserer Gesellschaftsdynamiken und schließt mit einem Praxisteil zu Sprache, Begegnungsräumen, Ritualen und Politik. Als Mensch mit Schwarzer Hautfarbe selbst immer wieder von rassistischen und diskriminierenden Äußerungen betroffen, wechselt er essayistisch zwischen eigenem Erleben und allgemeiner Analyse. Seinen Überlegungen kann man leicht folgen, manchmal würde man sich stilistisch fast ein bisschen weniger Höflichkeit wünschen und wartet ein wenig darauf, mal von berechtigtem Ärger oder einem pointierten verbalen Punch mitgerissen zu werden. Nach einer vergleichsweise beschaulichen Fahrt mit viel Verständnis, Empathie und persönlichen Einblicken ist die Botschaft klar: Üben wir eine respektvolle Haltung gegenüber allen Personen – um über alles, was uns trennt, verbindlich streiten zu können.

Introversion ist nicht so in. »Manche Menschen gehen auf Partys, um sich lebendig zu fühlen. Andere googeln lieber die Todesursache von Albert Camus«, meint Juliane Marie Schreiber in »Wir sind Dynamit«. Und so geht's weiter dahin – in schnoddrig-trotzigem Stil knallt die Politologin und Publizistin ein Plädoyer für die Gleichstellung aller Introvertierten hin; eine verärgerte Streitschrift für die »Innenmenschen«, die sich »in einer Welt, in der vor allem Auftritt und Performance zählen« oft am falschen Platz fühlen. Die Psychologie dahinter hat Schreiber präzise recherchiert. Schon einmal als Sachbuch-Autorin erfolgreich (»Ich möchte lieber nicht. Eine Rebellion gegen den Terror des Positiven«, Piper 2022), ist ihre Sprache hier frei, frech und unterhaltsam. Das eigene Erleben schreit sie in bunten Bildern hinaus. Wer Susan Cains »Still« (Goldmann 2013), die erste Sachbuch-Revolution gegen das Diktat der Extraversion, zu behäbig, zu amerikanisch oder zu leise fand, bekommt hier die aktuelle deutsche Variante mit Punk-Feeling. Der Aufruf zum inneren Aufstand wird laut in die Luft geschossen. Der Titel knüpft an Friedrich Nietzsche an, der Dynamit als Metapher für seine Idee benutzte, die bestehende Weltordnung durch seine Gedanken zu sprengen. Mit fokussiertem, pointiertem Ärger kämpft Schreiber nicht einfach für eine Rehabilitation der Introvertierten. Wie alle guten Revolutionen zielt auch ihre auf eine insgesamt bessere Welt: »Wenn wir als Gesellschaft nicht zerrissen werden wollen, brauchen wir weniger Show und mehr Substanz.«

In einem sind sich die Autor/innen einig: Es ist ein Paradigmenwechsel in unserer Aufmerksamkeits-getriebenen Spektakelgesellschaft nötig. Aktive Weltgestaltung statt achtsamer Selbstoptimierung, wissenschaftlich fundierte Zugänge statt Zuschreibungen, eine Würdigung des höflichen Umgangs oder der Innenwelten leiserer Menschen stehen zur Auswahl. Bei wem da etwas anklingt, der/die sollte aufspringen und sich von diesen Büchern mitnehmen lassen – einen leichten Einstieg und einen spannenden Rundkurs bieten sie alle. ■



Kathrin Fischer
Achtsam geht die Welt zugrunde.
Wie die Ideologie der Achtsamkeit gesellschaftlichen Wandel blockiert
hanserblau, 256 S.



Liya Yu
Hirn statt Moral.
Warum nur Neuropolitik den gesellschaftlichen Zusammenhalt sichert
Econ, 224 S.



Pierrot Raschdorff
Die neue Höflichkeit. Über eine Tugend und wie sie uns wieder zusammenbringt
Klett-Cotta, 208 S.



Juliane Marie Schreiber
Wir sind Dynamit.
Ein Manifest für Introvertierte in einer Welt der Selbstdarstellung
Piper, 208 S.

Theater, Musik und Macht als Lebenselixier

Für die Familie Wagner wurde alles zur Bühne. Der Kulturhistoriker Michael Lemster erzählt die Familiengeschichte neu – nicht als Heldenepos, sondern als große, wahre Saga von Menschen im Rampenlicht.



424 Seiten
ISBN: 978-3-7109-0168-3



Jetzt
im Handel
erhältlich!

DIE WELT IST RUND

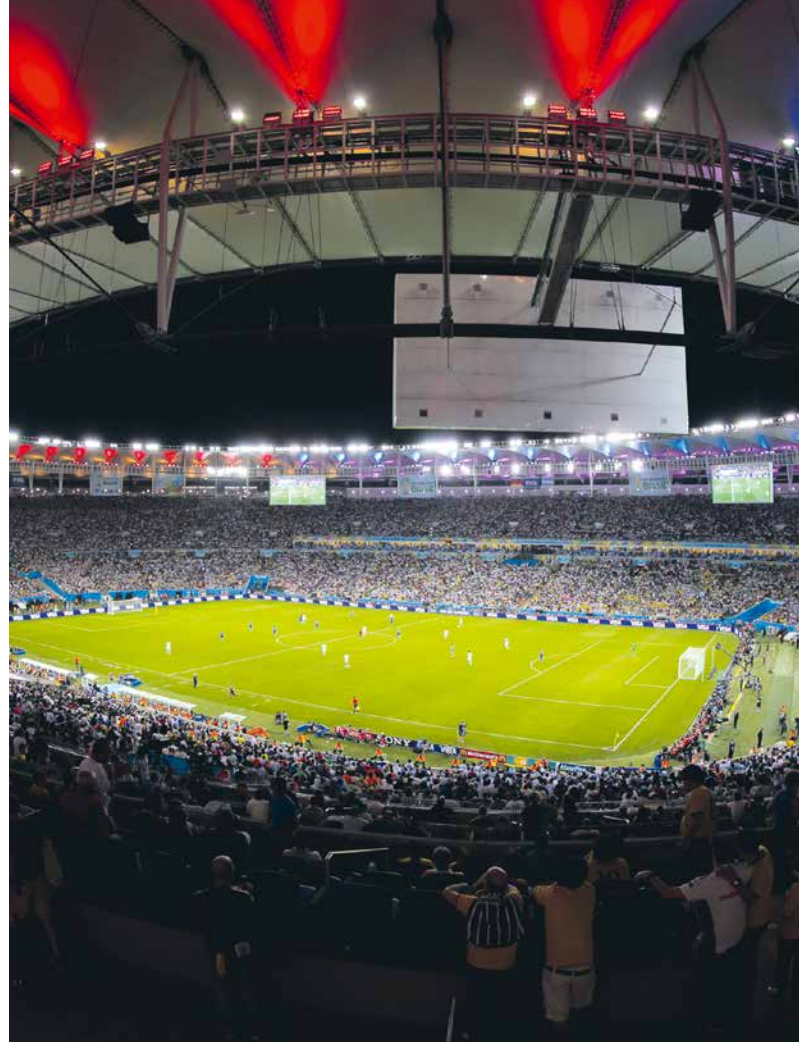
Von Alexander Kluy

Was ist Fußball – pure Emotion und Fan-Treue? Oder nur ein Milliarden-Business? Anlässlich der Weltmeisterschaft präsentieren wir neue Bücher, die vom Fußball in finsternen Zeiten erzählen, von ideologischer Vereinnahmung, Korruption und Ausbeutung, aber auch von der Liebe zu diesem schönen Spiel.

Das Fußballspiel, so der deutsche Soziologe Gert Hortleder, »ist ein Plädoyer für das nicht Planbare, für Überraschung und Sensation, für Symbolik inmitten einer sehr nüchternen Realität.« Genau das stört – nicht die Fans, sondern die Manager, Geschäftsführer und Eigentümer der Clubs. Für sie ist Fußball Business, Marketinggenerator und Geldmaschine, und sportlicher Erfolg damit Mittel zum Zweck.

In ihrer »anderen Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft« beleuchten der Kulturwissenschaftler Carlos Gomes und der Anglist Glenn Jäger den Kontext der Turniere seit 1930 bis zur bevorstehenden, ticketpreislich überkauften Drei-Länder-Ausgabe 2026 in Kanada, den USA und Mexiko. In ihrem kritischen Panorama geht es um Tore und Spieler, aber noch mehr um Rassismus und Kolonialismus, Ausbeutung und Diktaturen, um Lügen, Korruption und Amoral der Funktionärsclique; es geht um die Macht nicht der Fans, sondern der Business-Netzwerker, um Ablösewahnsinn und die Konstruktion künstlicher Nostalgieparadiese, die vor allem neue Medien gedankenlos kolportieren. Auch sie gehören zur hochkommerzialiserten Maschinerie rund um das »Produkt«, die Ware Fußball. Das ist ungemein aufregend. Denn in der Abfolge der von den Autoren traktierten Weltmeisterschaften der letzten 96 Jahre kommt weithin und leichthin Verdrängtes zur Sprache.

Ebenso vergessen ist der Konnex von italienischem Fußball und italienischem Faschismus. In einer ausgreifenden historischen Tiefenanalyse beschäftigt sich Konstantin Heinisch-Fritzsche damit. Das scheint nur an der Oberfläche ein abgeschlossenes Kapitel zu sein – denkt man etwa an italienische Tifosi von Lazio Rom, die sich offensiv zum Duce bekennen, so ist es aktuell. Feinuntergliedert ist seine Abhandlung, deren gelegentliche schwergängige Umständlichkeit sich den an eine Dissertation gestellten Formalien verdankt. Nach einem Abriss des italienischen Calcio ab 1880 steigt seine Darstellung im Jahr 1926 ein, ab dann umreißt er den Fußballsport zwischen staatlichen Vorgaben, gelenktem Sportssystem und »faschisti-



scher Fußballpolitik«. Letzteres exerziert er vor allem anhand des Hauptstadtclubs AS Roma durch. Vergemeinschaftung und Gemeinschaftsbildung, Experimentierfeld und ausgelebte Aggression, aber ebenso die noch immer nicht aufgelösten Gegensätze zwischen Nord- und Süditalien – all das kommt hier zur Sprache und vermag über das Ende der Monografie 1937/38 hinaus Langzeitlinien aufzuzeigen, die den Tod Mussolinis lange überleben.

Der deutsche Reporter Carsten Fuß legt etwas vor, was der Untertitel seines Buches verheißt – eine Liebeserklärung. An den italienischen Fußball. Und besonders an die Stadt Neapel, die in den 1980er Jahren zur »Città di Maradona« wurde, was noch heute in der süditalienischen Hafenstadt durch übergroße Wandbilder des argentinischen Kickers zu sehen ist. Zentrum des Buches von Fuß, seit Jahren als Fernsehkommentator tätig, ist das WM-Endspiel 1990. Der autobiografische Aufhänger: Ihn verschlug es anno 1987 als 26-jährigen Germanistikdozenten nach Neapel. Das Wertvollste, das er dort erwarb, war eine Jahreskarte für den SSC Neapel. In sehr leichtem Parlando lässt Fuß die deutsche Elf, die im ersten Nachwende-Sommer das WM-Finale gewann, Revue passieren, von Rummenigge über Hans-Peter Briegel und Andreas Brehme bis zu Thomas Hässler, Karl-Heinz Riedle und dem »Teamcoach« Franz Beckenbauer, der nie eine Trainerlizenz besaß. Das erinnert im Tonfall wie im Tiefgang eher an Hochglanzillustrierte, denn Fuß' Prosa ist stark anekdotisch durchsetzt und beschert kaum längere Gedanken-Pässe in den offenen Raum.

Mehr als ein Jahr vor dem historischen Sieg der deutschen Nationalelf in Rom. Samstag, 1. April 1989. Stadion der Weltjugend, Ost-Berlin. Es war der Tag des FDGB-Pokal-Finalspiels BFC Dynamo Berlin gegen den FC Karl-Marx-Stadt. All dies

Foto: Danilo Borges via Wikimedia

gehört heute zur Fußball-Archäologie. Das Stadion wurde 1992 abgerissen, nun steht dort die Zentrale des Bundesnachrichtendienstes. Karl-Marx-Stadt heißt wieder Chemnitz. Der so genannte Freie Deutsche Gewerkschaftsbund der DDR verschwand mit diesem Regime in der Versenkung. Und der BFC Dynamo, bis zur deutschen Wende Lieblings- und Vorzugsclub der Stasi, dümpelt inzwischen medioker in der Amateur-Regionalliga Nordost. Der Journalist Jan Mohnhaupt erzählt in einer Mikrohistorie gekonnt wie leichtfüßig ebendiesen ideologischen Umbruch in Deutschland, anhand des Fußballs und einiger Vereine und Spiele zwischen 1989 und 1992.

Per Ole Heins Perspektive ist eine etwas größere. In seiner prägnanten Geschichte des Fußballs in Osteuropa, die auf 160 Seiten knapp 100 Jahre abdeckt, geht er landesstaatlich vor, behandelt die Sowjetunion, Tschechoslowakei und DDR, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Polen und zeichnet ein komprimiertes, dennoch differenziertes Bild der national teils erstaunlich divergenten Fußballentwicklungen und -tendenzen. Tatsächlich gelingt es ihm, heute fast vergessene Perspektiven erhellend vor dem Wandel des ideologischen Prospekts ab 1945 zu analysieren. Sport war einerseits ideologisches Aushängeschild, andererseits lief der kollektivistische Kommunismus der Star-Bildung zuwider und damit erfolgreichen, devisenbringenden Karrieren im kapitalistischen Wesen.

Noch erhellender ist David Bolchovers Biografie von Béla Guttmann (1899–1981). Dieser war ein Fußball-Globetrotter, bevor das Wort überhaupt aufkam. Der Ungar, der bei MTK Budapest bekannt wurde, dann zu Hakoah Wien wechselte und 1926 nach New York weiterzog, wo er jahrelang den Fußball revolutionierte durch das Budapester System des schnellen Kurzpassspiels. Mitte der Dreißigerjahre kehrte er zurück, wurde Trainer. Er führte gänzlich Neues ein: Training, Vorbereitung, Fitness und Athletik, taktische Schulung – kurz: Professionalisierung. In den nächsten drei Jahrzehnten wurde er zu einem der erfolgreichsten Coaches in Brasilien – dort baute die Nationalmannschaft auf seinen Konzepten auf und wurde daher zweimal Weltmeister –, in Spanien und Portugal. Was seine Vita so außergewöhnlich machte, war nicht nur sein Wirken als Fußball-Pionier. Sondern auch das, worüber Guttmann, der Mitte der Sechzigerjahre ein kurzes Gastspiel als ÖFB-Trainer gab (rasch wurde klar, dass der Profi Guttmann das amateurhafte Verhalten des Verbands nicht goutierte), lebenslang schwieg: Dass er, ein am Wiener Zentralfriedhof begrabener Jude, die Jahre der Besatzung Ungarns durch das Dritte Reich nur um Haaresbreite überstand, in Verstecken und im Lager. Für den Propagator eines erstaunlich modernen Offensiv-Fußballs – heute noch zu sehen in TV-Ausschnitten der Europa-Cup-Finals von Benfica Lissabon 1961 und 1962 – war 0:0 stets nur ein Spielstand, niemals ein akzeptables Endresultat. Brasilianer nannten das einst »Jogo Bonito«, das schöne Spiel. Tempi passati angesichts der Infantino-Trump-WM? ■

Carlos Gomes,
Glenn Jäger
Griff nach Gold.
Die andere Geschichte der
Fußball-Weltmeisterschaft
PapyRossa, 415 S.

Konstantin Heinisch-Fritzsche
**Fußball und italienischer
Faschismus. Eine
Beziehungsgeschichte**
Böhlau, 448 S.

Carsten Fuß
**Calcio d'Oro. Die goldenen
Jahre des Fußballs. Eine Lie-
beserklärung an die wilden
80er, Maradona und die
Weltmeister von Rom**
Mosaik, 192 S.



Jan Mohnhaupt
Der geteilte Rasen.
Fußball in den
Wendejahren 1989–1992
Die Werkstatt, 224 S.

Per Ole Heine
Meister des Sports.
Eine kurze Geschichte
des Fußballs im
osteuropäischen
Sozialismus
Arete, 166 S.

David Bolchover
Das größte Comeback.
Die Story von Béla Guttmann.
Vernichtung, Flucht und die
Erfindung des modernen Fußballs
G-ADAM, 304 S.

DEUTSCHLANDS TOP-ÖKONOM SCHLÄGT ALARM

Daniel Stelter
Absturz
So retten wir Deutschland
ISBN 978-3-7844-3771-2
280 Seiten · 24 €



Was sich JETZT ändern muss!

Deutschland gilt als wohlhabend und stabil, doch zentrale Kennzahlen zeigen strukturelle Probleme: stagnierende Produktivität, wachsende Bürokratie, demografischer Druck und Defizite im Bildungssystem. Hohe Energiepreise und regulatorische Unsicherheit belasten wichtige Industrien, während die grüne Transformation vielerorts die Standortbedingungen verschlechtert hat.

Daniel Stelter warnt vor einer dauerhaften Schwächephase und fordert entschlossene Reformen, klare Prioritäten sowie einen offenen Umgang mit Zielkonflikten.

Im globalen Wettbewerb zählt wirtschaftliche Leistungsfähigkeit – nur mit mutigen Kurskorrekturen kann Deutschland wieder an Dynamik gewinnen.



Quer durch die Zeit

Jens Wietschorke promeniert mit Siegfried Kracauer durch die Jahre 1920 bis 1933.

Von Alexander Kluy

Wer ist Siegfried Kracauer? Jens Wietschorke, in Wien habilitierter Kulturwissenschaftler und an der Universität München lehrender Ethnologe, veröffentlichte 2023 den Band »Wien – Berlin. Wo die Moderne erfunden wurde« und hat mit der Grundthese seines neuesten Buches recht: Der 1889 in Frankfurt am Main geborene und 1966 verstorbene Intellektuelle ist aus dem Kreis der Frankfurter Schule heute der unbekannteste. Adorno, Benjamin – beide werden immer noch gelesen. Aber der dem Marxismus zuneigende Kulturredakteur der bildungsbürgerlichen FRANKFURTER ZEITUNG, Autor von Romanen und soziologischen Büchern und spätere Filmtheoretiker, dessen vielbändige Werkausgabe vollständig vorliegt?

Ihm folgt Wietschorke als Zeuge und Begleiter durch die Jahre der Weimarer Republik 1920 bis 1933. Das Prinzip ist hinlänglich bekannt, die Manier aus nicht wenigen anderen Büchern auch. Revolution und das poröse Kampanien, Kino und Detektivromane, der Maler Max Beckmann und kurzatmige Koalitionspolitik sowie rasch zerfallende Kabinette, Faschisten, der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber und die Neue Sachlichkeit – der ab 1924 fest als Kulturreporter angestellte Kracauer war tagesemsig unterwegs. Ab 1930 leitete er die Berliner Kulturredaktion der FZ. Berichterstattung laufender Ereignisse, Zeit-Abbild, Zeit-Panorama oder einfach die Symptomatik der Zeit: Wenn auch der Titel etwas reißerisch daher kommt, angenehm zu lesen ist dieses aufgefächerte impressionistische Vademecum durchaus. ■



Jens Wietschorke
Chronist der wilden Jahre.
Mit Siegfried Kracauer durch die Weimarer Republik
Reclam, 364 S.

Foto: gemeinfrei

Vom Mythos befreit

Kluge und unterhaltsame Biografie des Klassikrevolutionärs Richard Wagner, seiner Familie und seiner Epoche

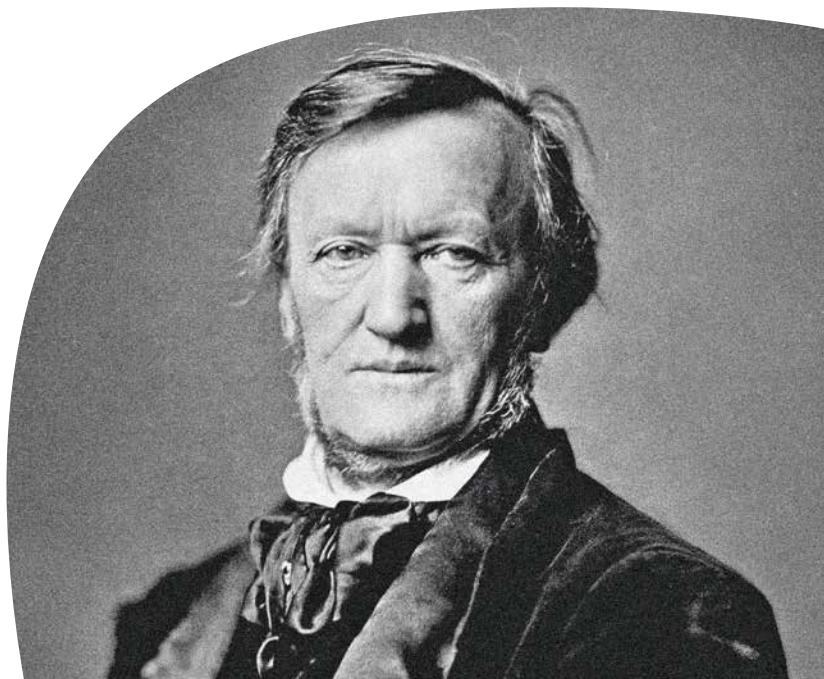
Von Karoline Pilcz

Michael Lemster, Kulturwissenschaftler, Unternehmensberater und Autor, gelingt es mit der ihm eigenen, beeindruckenden erzählerischen Leichtigkeit auch mit seinem neuesten Buch über die Familie Wagner auf unnachahmliche Weise, tief in ferne Zeiten und in Familiengeschichten einzutauchen. Er zeichnet gesellschaftliche Systeme nach, schafft greifbare und sinnlich erfahrbare Atmosphären und erklärt wortgewandt Zusammenhänge. Die Nacherzählung der Geschichte der Familie Wagner mit dem Protagonisten Richard entspricht, zugegebenermaßen, mehr einem aberwitzigen Schelmenroman als wahren Begebenheiten – selbst, nachdem der Autor die Wagner'schen Selbstdarstellungen und Inszenierungen beiseite geräumt und den Blick auf die »richtige« Geschichte jenseits der Mythologisierung freigelegt hat. Mit kaum musikalischem Talent als Kind und nach nur rudimentärer musikalischer Ausbildung, steigt Richard Wagner als Chorleiter und Musikdirektor auf und wird später zu einem der Großen und Bedeutenden der Musikgeschichte, der den Begriff »Musiktheater« neu definieren sollte. Wagner schwang sich im Grunde aus dem Nichts zu musikalischen Höhen auf. Man muss Wagner und seine Musik nicht mögen, um dieses Buch zu genießen. Auch ist es fraglich, ob man den »Helden« der Geschichte nach der Lektüre lieber mag als davor. Muss man auch nicht. Aber Lemsters eloquente Schilderungen von einem, der auszog, die musikalische Welt zu erobern, lassen tief blicken in das 19. Jahrhundert, in eine einfache Familie und in das Allzumenschliche. Äußerst bereichernde, unterhaltsame und nachhaltige Lektüre. ■

Michael Lemster
Die Wagners. Eine Familie zwischen Musik und Macht
Benevento, 424 S.



Foto: gemeinfrei



Das dunkle Genie

Von Alexander Kluy

Stephen Greenblatts »Dunkle Renaissance« ist ein ebenso gelehrtes wie vergnügliches Porträt Christopher Marlowes, des englischen Dramatikers und dunklen Zeitgenossen Shakespeares.



Das Jahr 1564 ist das Wunderjahr der englischen Literatur: Am 26. April kam in Stratford-upon-Avon William Shakespeare zur Welt. Nur zwei Monate zuvor, am 26. Februar, hatte ein armer Schuhmacher namens Marlowe in Canterbury einen Sohn bekommen, den er Christopher taufte. Beide entstammten einfachen bis, im Fall Marlowes, armen Verhältnissen. Und bei beiden war nicht ansatzweise vorherzusehen, dass sie sich durch die starre Standesgesellschaft ihrer Zeit zu Poeten und Theaterautoren hocharbeiten sollten – und dass sie die bekanntesten Engländer der Renaissance werden würden.

Die Forschungsliteratur über den allseits bekannten Shakespeare füllt heute ganze Häuser und Forschungseinrichtungen. Aber wer war Christopher Marlowe?

Diese Frage stellt selbst das renommierte englische Theaterensemble Royal Shakespeare Company in ihrer Werbung für die Inszenierung von Marlowes Königsdrama »Edward II«. Will man die Kraft und die elegante Sprache von Marlowes Theaterarbeiten erleben, muss man immer noch und immer wieder nach Großbritannien aufbrechen. Bühnen im deutschsprachigen Raum begegneten Marlowes Stücken in den letzten Jahren mit gewisser Ratlosigkeit und mit gequält anmutenden Ideen – so wurde »Edward II.« 2021 an der Berliner Schaubühne, zum Unverständnis von Kritik und Publikum,

in einen Gefängnistrakt versetzt, mit acht Zellen aus Eisen als dominanten Bühnenelementen plus über den vergitterten Käfigen schwebender Videoleinwand.

Von Marlowe hat sich mit hoher Wahrscheinlichkeit nur ein Jugendporträt erhalten; seine Briefe sind alle verloren. Mit 29 Jahren kam er ums Leben, durch einen Dolch, der ihm über dem rechten Auge in den Schädel gestoßen wurde. Ob Mord, Unfall oder in Auftrag gegebenes Attentat – und wenn Letzteres: von wem? – ist bis heute ungeklärt. Wer war er also? Antwort gibt Stephen Greenblatt.

Der amerikanische Anglist lehrte nach seiner Promotion ab 1969 an der University of California, Berkeley, wo er 1979 eine Professur erhielt, und ist seit 1997 Ordinarius an der Harvard University. 2004 publizierte er mit der Shakespeare-Monografie »Will in the World« einen Bestseller. Vor 53 Jahren erschien des heute 82-Jährigen erste, Marlowe-verwandte Monografie, eine Biografie Sir Walter Raleighs – der nun auch in »Dunkle Renaissance« einen farbigen Auftritt hat.

Greenblatt hat die Probleme aller Marlowe-Deuter/innen. Die materielle Grundlage ist schütter, dafür war dessen Leben schier abenteuerlich. Student in Cambridge – wie er dorthin kam: unbekannt. Mutmaßlich Agent im engmaschigen Spionagenetz von Sir Francis Walsingham, dem »Spymaster«

von Königin Elizabeth I. Wortgewaltiger wie feinsinniger Reformator des Theaters – er führte als Erster den melodischen Blankvers ein. Spötter, ewiger Rebell, mutmaßlicher Atheist, fast das Schlimmste in den 1590er Jahren; und homosexuelle Liebe unverschämt unverstellt in Poesie überführend, was auf den britischen Inseln noch schlimmer verfolgt wurde als Atheismus, Katholizismus oder Puritanismus.

Greenblatt, der mit dem New Historicism eine sozio-mentalitätshistorische Literaturschule kreierte, vor rund 40 Jahren in den USA umstürzlerisch, in Mitteleuropa eher weniger, zeichnet ein intensives, reichhaltig-gesättigtes, detailliertes, durch und durch kundiges Bild von Zeit und Leben Marlowes zwischen Verfolgung und Sprach-Inventionen, Paranoia, Denunziation, Folter und Poesie. Mit erzählerisch gewitzter Verve übertüncht er die nicht wenigen Lücken und legt ein überaus erhellen-des Buch vor. ■

Stephen Greenblatt
Dunkle Renaissance.
Wie Shakespeares größter
Rivale Christopher Marlowe
die Konventionen sprengte und
die Literatur revolutionierte
Ü: Susanne Held
Siedler, 416 S.





Ashokabäume, Flieder und Rhododendren

... aber nur die Harten kommen in diesen Garten.

Von Susanne Rettenwander

»Gärten der Literatur« verspricht eine aufregende Neuerscheinung für jene Leser/innen zu sein, deren aufmerksamer Blick gerne auch einmal über die Blütenmeere der Landschaften streift. Das grundsätzlich überzeugende Konzept, 30 Gärten aus ausgewählten literarischen Klassikern in allgemein verständlichen Essays vorzustellen, wird durch eine exzellente – und gendergerechte – Auswahl hochkarätiger Texte verschiedenster Autor/innen gestützt. Dennoch bleibt der ins Deutsche übertragene Band derart hinter seinen eigenen Ansprüchen zurück, dass selbst die beeindruckenden, teilweise sogar seitenfüllenden Illustrationen Lucille Clercs nichts auszurichten vermögen. Den Beiträgen mangelt es dabei nicht an Informationsdichte, wohl aber an logischer Stringenz und stilistischer Sicherheit. Lückenhafte, dadurch mitunter verwirrende Inhaltsangaben der rezipierten Werke, biografische Hinweise zu den Autor/innen sowie literaturgeschichtliche Kontextualisierungen erscheinen in einer additiven, kaum strukturierten Aneinanderreihung, die selbst Leser/innen ratlos zurücklässt, die mit den ausgewählten Texten vertraut sind. Was im englischen Original möglicherweise funktioniert – etwa die Vielzahl rhetorischer Fragen –, wirkt in der wörtlichen deutschen Übersetzung oft unbeholfen; dass darüber hinaus im Jahr 2026 auf eine durchgängig gendergerechte Sprache verzichtet wird, erscheint bemerkenswert unzeitgemäß. Am Ende empfiehlt es sich, lieber gleich zur sagenhaften Auswahl an Primärtexten zu greifen. ■

Illustration: Lucille Clerc



Sandra Lawrence
Gärten der Literatur.
Imaginäre Paradiese von
Schriftstellern und Poeten
Ill: Lucille Clerc
Frederking & Thaler, 192 S.

Das Buchmachen ist des Druckers Lust

Das Buch über das Buch: Im neu illustrierten »Wörterbuch des Buches« gibt es viel zu entdecken.

Von Katia Schwingshandl

Ein »Wörterbuch des Buches«? Klingt auf den ersten Blick von Buchdeckel bis Buchrücken metamedial – und ist in diesem vorliegenden Falle nicht nur rein praktisch zu verwenden, sondern vor allem selbst ein kleines Kunstwerk, oder eben: Kunstbuch. Ein Buch, das kaum mehr Buch sein könnte. Auf Basis des von Helmut Hiller 1954 publizierten »Wörterbuchs«, das in den letzten Jahren regelmäßig vom Hochschullehrer und Buchwissenschaftler Stephan Füssel auf den neuesten Stand gebracht wurde, erscheint das Werk, dessen Rechte auf Füssel selbst zurückgegangen sind, nun in illustrierter Version im bibliophilen Verlag Favoritenpresse. Mit einer Gruppe junger Berliner Illustrator/innen schuf Jakob Hinrichs dafür die Buchstaben-Grafiken, die jeweils die Kapitel einleiten. So wird es zur wahren Freude einer und eines jeden Buchaffinen, durch die prägenden Begriffe des einstigen Handwerks zu blättern. Und was sich da alles lernen lässt! Etwa den alkoholhaltigen »Gemischten Satz« aus der Önologie und jenen im Buchkontext auseinanderzuhalten (»Ein Satz, in dem außer der Grundchrift noch eine Auszeichnungsschrift vorkommt«). Die begrifflichen Überschneidungen mit der Kulinarik finden ihren Höhepunkt zweifelsohne im »getrüffelten Buch«, wie gelegentlich um Handschriften und sonstige Zusatzdokumente erweiterte Bücher genannt werden. Und wer sich gerne mit wüsten Buchbeschimpfungen wappnen möchte: Eine »Scharteke« ist ein altes, wertloses Buch. Dass dieses hübsche Wörterbuch für wissenschaftliche Ausbildung und Studium gedacht ist, liegt nahe – unterhaltsames Standardwerk ist es auch außerhalb davon. ■

Stephan Füssel (Hg.)
Das illustrierte Wörterbuch des Buches
Favoritenpresse, 256 S.



Illustration: Jakob Hinrichs/Favoritenpresse





Turmfrisur und Lockenpracht

Die Kunsthalle München untersucht eine haarige Angelegenheit.

Von Susanne Rettenwander

Ein rundum gelungener Begleitkatalog, herausgegeben von Juliane Au und Roger Diederer, ist dem Team der Kunsthalle München anlässlich der neuen Ausstellung »HAAR – MACHT – LUST«, in Kooperation mit dem Freiburger Augustinermuseum, gelungen. Die bewusst offen gehaltene, ambige Titelstruktur, die als elliptische Konstruktion und zugleich als asyndetische Dreierfigur gelesen werden kann, spannt bereits die weiten Bedeutungshorizonte des Themas auf, das gerne der Oberflächlichkeit oder Eitelkeit zugeschrieben und damit vorschnell abgetan wird. Der Band gliedert sich in Kapitel mit unterschiedlichen Schwerpunkten, die Haare als soziales, politisches und ästhetisches Phänomen zwischen Status, Geschlecht, Sexualität, Religion, Fürsorge, Ökonomie und Widerstand verhandeln. Rund 200 künstlerische Werke, von der Antike bis zur Gegenwart, bilden das Herzstück des hochwertigen Bildbandes. Die großzügigen Abbildungen, die den Blick auf winzigste Details auf Gemälden, Fotografien, Plakaten, Skulpturen oder Modeaccessoires ermöglichen, werden durch informationsreiche Bildunterschriften ergänzt. Einführende Kapiteltexte, die sich über jeweils drei grafisch gestaltete, farblich wie bildlich aufeinander abgestimmte Aufschläge erstrecken, bilden das Fundament für vertiefende Beiträge von Expert/innen. Diese erweisen sich als gewinnbringende Lektüre – dank ihrer Kombination aus wissenschaftlicher Akkuratess, einer nuancierten und zugleich verständlichen Darstellung sowie einer breiten kunst- und kulturhistorischen Kontextualisierung mit zeitgemäßer Berücksichtigung intersektional-feministischer, postkolonialer und weiterer sozialkritischer Perspektiven. Kuriositäten wie eine Zopfkravatte oder gerahmte Haararbeiten verblüffen ebenso wie die umfangreiche Dokumentation beinahe vergessener nigerianischer Haartrachten. Die Zurschaustellung von Menschen mit Hypertrichose im 17. Jahrhundert entsetzt, gleichermaßen die Haartafeln zur »Rassenhygiene« im 20. Jahrhundert. Bei John Lennons und Yoko Onos Flitterwochenprotest unter dem Motto »Hair Peace, Bed Peace« sind Haare genauso wie in der iranischen Protestbewegung »Woman, Life, Freedom« Medium politischer Artikulation und Selbstermächtigung. Wie die Gestalter/innen von Ausstellung und Begleitband können sich nun auch Interessierte davon in den Bann ziehen lassen, »wie erstaunlich viel Geschichte, Politik und Emotion in nur einer einzigen Locke verborgen sein kann.« ■



Juliane Au, Roger Diederer (Hg.)
Haar – Macht – Lust
Hirmer, 336 S.

HEXENPROZESSE IN DEUTSCHLAND



432 S. | € 28,00 (D) | € 28,80 (A)
Mit zahlreichen Abbildungen
ISBN 978-3-534-61196-6

Zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert wurden zehntausende Menschen als Hexen angeklagt, gefoltert und hingerichtet. Doch wie konnte es dazu kommen?

Der Historiker Kai Lehmann geht dieser Frage nach. Auf Grundlage jahrelanger Forschung zeichnet er ein eindringliches Bild der Hexenverfolgungen in Deutschland. Er zeigt, wie Klimakrisen, Seuchen, Kriege und soziale Spannungen eine Atmosphäre der Unsicherheit schufen und welche Rolle die früheren Massenmedien dabei spielten.

Ein Buch für alle, die verstehen wollen, wie Massenhysterien entstehen, damals wie heute.

wbg Wissen teilen.
Weiter denken.

HERDER

Allein unter Kerlen

Sie wollen einen Bösewicht zur Rede stellen: Castle Freemans grotesker Showdown in den Wäldern Vermonts.

Von Ralf Schweikart

Lillian lebt erst seit wenigen Monaten in einem Nest in den Bergen von Vermont. Als sie vor der Tür ihre Katze mit durchgeschnittener Kehle findet, weiß sie, wer sie mit dieser Drohung vertreiben will: Blackway, der finstere Pate der Holzfäller, an den sich niemand heranwagt – und der auch dafür gesorgt hat, dass ihr Freund vor wenigen Wochen fluchtartig das Weite suchte.

Der Sheriff verweist sie weiter: Erst von der Männertruppe des Sägewerks, das nur mehr sporadisch in Betrieb ist, erhält sie Hilfe. Nate the Great, der etwas einfältige Riese, und Lester, der alte Mann, der alle Tricks draufhat, willigen ein und machen sich mit Lillian auf die Suche. Sie alle wissen: Mit einem Stuhlkreis wird man Blackway nicht davon abbringen können, Lillian weiter zu belästigen.

Die Erzählstränge wechseln zwischen den drei Suchenden im Auto, auf ihrer Fahrt immer tiefer in die Berge, und den übrigen Männern am Bierisch. Denn Nate hat keine Angst vor Blackway – redet er sich gut zu. Und Lester – naja, der kennt eben alle Tricks. So warten die Drei an ihrem Ziel, einem alten Wohnbus auf einer Lichtung, auf Blackway. Bei seiner Erstveröffentlichung auf Deutsch 2016 verglich ein Kritiker das Buch mit einem Film der Coen-Brüder: Nicht die Action trägt, sondern die teils komischen, teils grotesken, teils Beckett-artigen Dialoge in einer tristen Gegend, wo wortkarge Kerle den Ton angeben. Das kam in der Verfilmung aus dem Jahr 2015 deutlich zu kurz. Darum lohnt sich auch heute noch der Griff zur Vorlage – mit ihrer ganz eigenwilligen Atmosphäre. ■



Castle Freeman
Männer mit Erfahrung
Ü: Dirk van Gunsteren
Nagel und Kimche, 176 S.

Der erfrorene Staat

Düster und ernüchtert zeichnet sich Argentinien Staatserosion ab.

Von Angelo Algieri

Der argentinische Schriftsteller Ricardo Romero, Jahrgang 1976, veröffentlicht seit 2003 vor allem Romane. In seiner Heimat sorgte besonders »Big Rip« (2021), dem New Weird zugeordnet, für Aufsehen. Lange blieb seine Belletristik auf Deutsch unveröffentlicht – das ändert sich nun mit »Ich bin der Winter«.

Im Mittelpunkt steht der 22-jährige Polizist Pampa, der frisch in einer Provinzstation arbeitet. Viel geschieht nicht, gelegentlich geht es um vermeintliches Wildfischen. Als Pampa einem Hinweis nachgeht, entdeckt er – nach einem winterlichen Seebad – eine Leiche, die an einem Baum hängt. Er findet heraus, dass die Tochter des Eisenwarenhändlers ermordet wurde – und die Erhängung eine Inszenierung ist. Allerdings meldet er den Fund nicht. Stattdessen wartet er letztlich zwei ganze Nächte lang vor Ort, bis jemand den Körper abholt, stellt Fragen und verfolgt Spuren.

Romero unterläuft die Erwartungen an einen Krimi. Ein Polizist, der seine Pflicht verletzt; Deutungen, die ins Leere laufen. Zwar werden die Lebensgeschichten der Beteiligten skizziert, doch jede psychologische Erklärung greift zu kurz. Das eigentliche Problem liegt tiefer: in einem System, das Verbrechen weder aufklärt noch sanktioniert. So entsteht das Bild eines Staates, der formal existiert, aber nicht handelt. Der Titel verweist auf diesen Zustand: Erstarrung, Kälte, eine Realität unter der Oberfläche. Viele haben sich damit abgefunden, besonders in der Provinz. Eine düstere Diagnose eines erodierenden Staates – über den Einzelfall hinaus. ■



Ricardo Romero
Ich bin der Winter
Ü: Stephanie von Harrach
Lenos Polar, 287 S.

Eine Dame verschwindet

Ethel Lina Whites Kriminalgeschichte aus 1936 hat nichts an Spannung und Unterhaltung eingebüßt.

Von Maria Leitner

Die reiche, hübsche Waise Iris Carr tritt nach dem Urlaub mit ihrer lärmenden Entourage alleine die Rückreise per Bahn über Triest an. Nach einem Schlag auf den Kopf in der Bahnhofshalle sitzt sie erschöpft und benommen im Abteil, ihr gegenüber eine Frau undefinierbaren Alters im Tweedkostüm, aber, wie Iris bald feststellt, mit geradezu jugendlichem Temperament: die Gouvernante Miss Winifred Froy. Als Iris nach unruhigem Schlaf erwacht, ist Miss Froys Platz leer, und die Mitreisenden benehmen sich so, als sei sie nie da gewesen ... Ethel Lina White (1876–1944) war zu ihrer Zeit ebenso bekannt und populär wie Dorothy L. Sayers und Agatha Christie. Geblieben sind vor allem jene Romane, die von Robert Siodmak (»Die Wendeltreppe«, nach Whites »Some Must Watch«) und Alfred Hitchcock (eben »Die Frau im Zug«, der Filmtitel lautet »The Lady Vanishes«) verfilmt wurden. Welche Elemente Hitchcock fasziniert haben, ist deutlich: eine isolierte Protagonistin, die darauf angewiesen ist, zu beobachten und (möglicherweise falsche) Schlüsse zu ziehen, bis sie an ihrem Verstand zu zweifeln beginnt; die karikaturhafte, dabei äußerst lebendige Beschreibung der verschwörerischen Mitreisenden; das hypnotisierende Rattern des Zuges; und natürlich der Zug selbst als geschlossener Raum, in dem sich etwas ereignet, das scheinbar nicht sein kann. Dazu kommt – sehr unterhaltsam – Whites leiser Spott ihren Landsleuten gegenüber. Die Spannung hält sich, in der flotten Neuübersetzung von Leni Sobez, bis zum Schluss. ■



Ethel Lina White
Die Frau im Zug
Ü: Leni Sobez
Alibi, 288 S.

Fast ein Kriminalroman

Mit »Brandung« zeigt Maylis de Kerangal, Tochter und Enkelin von Kapitänen, wieder ihr Talent im Zusammendenken von Mensch, Natur und Stadt.

Von Maria Leitner

»Eine Angelegenheit, die Sie betrifft ...« Nach dem Anruf der Polizei ist die Ich-Erzählerin, nicht mehr ganz jung und Synchronsprecherin, zunächst wie benommen: Ein Toter an der Nordmole von Le Havre, da, wo immer etwas los ist, Hunde, Kinder, Jogger/innen. Und er hatte nichts, absolut gar nichts bei sich, außer einer Kinokarte mit ihrer Telefonnummer auf der Rückseite. Sie ist dort aufgewachsen, dort hat sie ihre spurlos verschwundene erste Liebe zum letzten Mal gesehen. »Dein Problem ist Le Havre«, stellt Blaise, der Mann der Erzählerin, irgendwann fest. Das Eingangszitat ihres Buches hat Maylis de Kerangal dem sperrigen Langgedicht »Paterson«, William Carlos Williams' Hauptwerk, entnommen. Sehr vereinfachend ausgedrückt, ist es die Vorstellung, der Mensch könne von einer Stadt und ihren verschiedenen Aspekten verkörpert werden. De Kerangals Hommage an Le Havre, graue Hafenstadt an der Mündung der Seine in den Ärmelkanal, ist ein beeindruckender Versuch, das nachzuzeichnen. Damit ist auch klar, dass »Brandung« keine eingegrenzte Geschichte zwischen Anfang und Ende sein kann. Dafür eine mit vielen Verknüpfungen: die innere Unruhe der Erzählerin und die Wellen der Erinnerung mit dem Wogen des Meeres; die Ruinen von Le Havre 1944, mit denen der Ukraine und Stig Dagermans Reise durch Nachkriegsdeutschland. Andrea Spingler, mehrfach ausgezeichnete Übersetzerin fängt den markanten Rhythmus von de Kerangals Sprache perfekt ein. ■



Maylis de Kerangal
Brandung
Ü: Andrea Spingler
Suhrkamp, 238 S.

Am Ende mit Gewalt

Der fünfte Fall für Inspektor Dieuswalwe Azémar und zugleich Abrechnung mit einem Haiti am Rande des Abgrunds

Von Ralf Schweikart

Gary Victor gehört zu den bekanntesten und erfolgreichsten Autoren Haitis. Es ist ein Verdienst des kleinen Verlags Litradukt, seine Titel ins Deutsche zu übertragen, darunter auch die Reihe rund um Inspektor Dieuswalwe Azémar, dem einzig Aufrechten in einem aus den Fugen geratenen, korrupten und von Brutalität bestimmten Land. Mit »Erschütterungen« kehrt der Roman zurück zum Ausgangspunkt, dem im Original 2009 erschienenen Band »Schweinezeiten«. Während damals seine leibliche Tochter durch die Machenschaften einer okkulten Sekte in Gefahr geriet, steht er in diesem neuen Fall direkt vor der Leiche der Tochter seiner Freundin, die offenbar einem Ritualmord zum Opfer gefallen ist. Schnell stellt sich heraus, dass höchste politische Kreise darin verwickelt sind – und dass allorten Angst herrscht, sich mit diesen mächtigen Männern anzulegen. Es sei denn, man heißt Dieuswalwe Azémar, ist ein hervorragender Schütze und stellt Rache über Recht und Ordnung, die es in Haiti aber ohnehin nicht zu geben scheint. Selten trifft der Satz »Leichen pflastern seinen Weg« so zu wie auf diesen kurzen Roman. Die klassische Outlaw-Figur, die sich wie ein Todesengel bis zum Kopf der Geheimloge vorkämpft, gewinnt gewiss mehr Tiefe, wenn man die ersten Romane kennt. So ist es eine schonungslose und zugleich deprimierende Abrechnung mit einer im Chaos versinkenden öffentlichen Ordnung in Haiti, in der es nur wenige gibt, die sich nicht korrumpieren lassen und wo man die Verbrechensaufklärung selbst in die Hand nehmen muss. ■



Gary Victor
Erschütterungen
Ü: Peter Trier
Litradukt, 94 S.

William Boyle HEILIGE DER NARROWS STREET



„Er hat eine echte Vorliebe für Menschen aus der Arbeiterklasse. Menschen wie diese brauchen Menschen wie Boyle.“

The New York Times Book Review

Aus dem Amerikanischen von Andrea Stumpf
Mit einem Nachwort von Marcus Müntefering

432 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-910918-48-1
EUR (D) 26,00 | EUR (A) 26,80
auch als ebook erhältlich
ET: 12. Mai 2026

www.polar-verlag.de

Stephen Markley OHIO



„Ein Buch, das mich nicht mehr loslässt, seit ich es weggelegt habe.“

Seth Meyers, Moderator von
„Late Night with Seth Meyers“

Aus dem Amerikanischen von Kathrin Biefeldt

576 Seiten | Klappenbroschur
ISBN 978-3-910918-50-4
EUR (D) 19,00 | EUR (A) 19,50
auch als ebook erhältlich
ET: 15. Juni 2026

polar
VERLAG

Sonnenfreundschaften

Von Tina Reiter

Bunte Sommerbücher für Kinder zwischen fünf und zehn Jahren zeigen, dass schöne Ferien nicht immer perfekt sind.

»Ranzen weg und Stifte fort, die Schule ist vorbei. Schlafen bis zum Mittagessen, endlich richtig frei.«

Sommerferienbeginn – das ist der Tag, auf den alle Schulkinder seit dem ersten Schultag sehnsüchtig gewartet haben. Vor ihnen liegen nun Wochen voller Möglichkeiten, Abenteuer, Zeit mit alten und neuen Freunden und Freundinnen. Und davon erzählen die hier vorgestellten Bücher in ganz unterschiedlichen Varianten.

Aus »Ein Sommer auf Kullerö« von Greta Svensson stammt das hier vorgestellte Gedicht. Kullerö klingt ein bisschen wie Bullerbü? Das ist wohl kein Zufall, schließlich lernen wir auch hier eine typisch schwedische Idylle kennen, warmherzig in Szene gesetzt

von der österreichischen DIXI-Preisträgerin Verena Wugeditsch. Die kleine Insel wird von »drei Kindern und acht Erwachsenen, einem Dutzend Hühnern, fünfzehn Schafen, zwei Kaninchen, zwei Katzen, einem Hund und einem gutmütigen Pony« bewohnt. Die neunjährige Tilla freut sich auf die Ferien, doch ein wenig getrübt wird ihr Glück davon, dass ihr Bruder Björn seinen besten Freund Oscar auf der Insel hat und sie niemanden. Doch als Jenna, die Künstlerin des Dorfes, den Kindern am Abend beim Mondfest vom Trollbaum erzählt, in den man Wünsche werfen kann, ist Tilla klar, was sie in ihren



Brief schreiben will: Sie wünscht sich eine beste Freundin. Kurz scheint es, als ob dies sogleich in Erfüllung geht, weil eine neue Familie aus Stockholm das alte Hotel der Insel gekauft hat, doch Tilla muss feststellen: »Eine Freundin fällt eben nicht einfach vom Himmel auf Kullerö hinunter. Und wenn dann mal ein Mädchen neu hierherzieht, ist es ausgerechnet die langweilige und eingebildete Kari.« Dieses Stadtmädchen will nicht im Meer schwimmen, nicht Bootfahren, nicht Waldbeeren pflücken, einfach gar nichts. In einer sommerleichten Geschichte bleibt dies aber natürlich nicht lange so. Das gemeinsame Renovieren des Hotels und die Aufregung rund um Karis verschwundenen kleinen Bruder öffnen schlussendlich doch die Herzen der beiden Mädchen und damit den Raum für den Beginn einer Freundschaft.

In Marthe Holien Bøs Kinderroman »9 Lügen, 7 tolle Sachen und 1 allerbesten Sommer« weist die Protagonistin einige Parallelen zu Tilla auf: Auch Klara ist neun Jahre alt, auch sie lebt in Skandinavien – in Norwegen – und auch in ihr Leben tritt in diesen Ferien ein neuer Freund. Der Hintergrund ist hier jedoch wesentlich ernster und trauriger: Weil Klaras Großmutter vor Kurzem gestorben ist, verbringt sie mit Mama die Ferien auf Omas Hof zum Ordnen und Räumen. Mama ist vor lauter Traurigkeit emotional ganz weit weg, weil sie zu dem Tod ihrer Mutter auch noch die Trennung von ihrem letzten Freund zu verarbeiten hat. Das einst so fröhliche, warmherzige Haus fühlt sich kalt an, Klara schleicht nur auf Zehenspitzen herum und wird von der tristen Stimmung erdrückt: »Hier drinnen halte ich es nicht länger aus, ich krieg kaum Luft.« Da begegnet sie Pelle zum ersten Mal, dem Jungen, der den ganzen Sommer nur in Shorts herumlaufen will. Irgendwie passiert es, dass sie von ihrer Oma erzählt, als ob sie noch leben würde. Obwohl sich diese Lügen »wie schwarze Pelzraupen« anfühlen, machen sie den geliebten Menschen auch ein Stück weit wieder lebendig, spenden Trost und helfen der Ich-Erzählerin bei der Verarbeitung ihres Verlustes. Mit Pelles Hilfe will sie Mama wieder zum Lachen bringen und auch wenn der Plan anders läuft als ausgedacht, kann am Ende die Wärme in die Mutter-Tochter-Beziehung zurückkehren, was sich »so glücklich und wohlig wie sonst nur Heiligabend nach der Bescherung« anfühlt.

Den Kontrast zwischen einem, im doppelten Sinne, kalten Zuhause und einem heißen Sommer finden wir auch in Armin Kasters neuem Roman »... und dazwischen Coco«. Der Titel drückt die Spannung aus, in der sich die zwölfjährige Protagonistin Coco befindet. Zwischen ihrer chaotischen, aber sehr liebevollen Patchworkfamilie, mit der sie gerade in ein neues Haus gezogen ist, und dem achtjährigen Nachbarsjungen Maik, der in einer eisigen Atmosphäre leben muss – sowohl was das Interior Design als auch das Innere der Bewohner/innen betrifft. Zwischen einem gewissen Mitleid mit Maik und einem starken Bauchgefühl, dass sie eigentlich weg von ihm will. Zwischen den Ferien, die sie erleben will, samt Schwimmbad-Besuchen und Unternehmungen mit der Freundesclique, und der Tatsache, dass gerade niemand da ist, außer eben dieser komische Junge mit einem ausgeprägten Fischtick und unkontrollierbaren Wutausbrüchen. Kasters flotter Schreibstil nimmt uns Leser/innen mit in diese kalt-warme Gefühlswelt und Cocos Dilemma. Bis sich der Autor selbst dann plötzlich in der Mitte des Buches zu Wort meldet, um uns Maiks Perspektive näher zu bringen: »Darf ich dich mal kurz beim Lesen stören? Ich bin

Greta Svensson
**Ein Sommer
auf Kullerö**
Ill: Verena
Wugeditsch
Coppengrath, 176 S.
Ab 5



Armin Kaster
**... und dazwischen
Coco**
Ill: Felicitas
Horstschäfer
Jungbrunnen, 120 S.
Ab 9

Marthe Holien Bø
**9 Lügen, 7 tolle
Sachen und 1
allerbesten Sommer**
Ill: Cathrin Peterslund
Ü: Maike Dörries
Rotfuchs, 128 S.
Ab 9



Mirjam Raymond
Banditensommer
Ueberreuter, 320 S.
Ab 10

der, der die Geschichte hier schreibt, und ich sitze gerade an meinem Tisch und frage mich, wie es Maik wohl geht.« Erzählerisch funktioniert der Trick sehr gut und auch Coco lässt mehr Empathie für Maik zu. So schafft sie es in einer Schlüsselszene, ihm Wärme und Nähe zu schenken. Realistischerweise wird daraus aber keine Freundschaft, und auch nicht alles gut. Was durchaus erfrischend ist angesichts der zahlreichen Sonnenschein-Ferien-Bücher auf dem Markt.

Um eine höchst unerwartete Freundschaft geht es in Mirjam Raymonds Kinderroman »Banditensommer«: Dass sich der zwölfjährige Kroko ausgerechnet mit vier Straßenhunden anfreundet – darauf hätte wohl niemand gewettet, am wenigsten er selbst. Denn bisher ging es ihm bei Begegnungen mit Tieren aller Art so: »Die Luft in Krokos Lunge wurde dick wie Öl. Es war immer so. Erst bekam er keine Luft, dann wurde ihm schwummrig. Und wenn es ganz schlimm wurde, fiel er in Ohnmacht.« Was passiert also in dieser dramaturgisch klug aufgebauten Geschichte, damit dies möglich ist? Kroko und sein kleiner Bruder Luis sind mit ihrem Vater in Kroatien auf Urlaub, dem ersten seit der Trennung der Eltern. Durch unglückliche Umstände geraten die beiden Kinder mitten in eine große Verschwörung rund um den Diebstahl eines Vatikanschatzes. Das Diebesgut wurde nämlich in Fischen geschmuggelt und von der Streunerbande gefressen. Jetzt sind die Bösewichte hinter den vier Hunden her – und auch hinter den Brüdern, weil sie zu viel gesehen haben. Aus der Schicksalsgemeinschaft wird ein Rudel aus Menschen und Tieren, die zusammenhalten und gemeinsam die Bösewichte besiegen. Neben dem packenden Plot werden, durchaus mit Tiefgang, Themen wie Flucht, Korruption, die Neuordnung von Familien oder das Überwinden von Ängsten verhandelt. Eine spannende Ferienlektüre.

Wenn jetzt also auch bei uns bald die Ferien beginnen, sollten wir angesichts dieser vier Geschichten daran denken: Die schönsten Sommer müssen wahrlich nicht perfekt sein – sondern wir erleben sie genau dann, wenn wir uns auf andere trotz anfänglicher Vorbehalte einlassen, mutig über uns hinauswachsen und Freundschaften eine Chance geben. ■

Ein Tanz durch Tüll, Prüfungen und Hexerei

Von Saskia Pacher

Zwei junge Frauen werden auf magische Proben gestellt, die ihr Gesellschaftsdebüt neben funkelnden Ballnächten und rauschenden Partys in ein Spiel um Leben und Tod verwandeln.

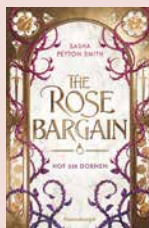
Die Bridgerton-Fans unter uns wissen Bescheid: Wenn sich im Frühjahr des 19. Jahrhunderts die Crème de la Crème der Elite in London trifft, kann das nur eines bedeuten – die Social Season hat begonnen. Für die Debütantinnen heißt es nun glänzen, strahlen, einen Ehemann finden. Denn die Ehe gilt als einzige respektable Karriere für eine Frau, und ein Mix aus Mitgift, Schönheit und guter Abstammung ergibt das perfekte Erfolgsrezept für den Heiratsmarkt. In zwei Jugendromanen geht es jedoch nicht nur darum, unter die Haube zu kommen. Es geht um magische Verbindungen und Verträge, die geschlossen werden müssen, um Macht und Ansehen zu erlangen ... und vielleicht das gesamte verhexte System zu sprengen.

London, 1813. Der Auftakt der magischen Saison steht bevor, und Aurelia Wycherley ist bereit dafür, offiziell zur Hexe zu werden. Sie wird der Krone die Treue schwören, auf Bällen tanzen und ihr Pendant finden, denn »jede Hexe, die ihr Gewicht in Salz wert ist, weiß, dass sie ohne eine Bindung keine Hexe ist.« Findet sie innerhalb von drei Jahren niemanden, an den sie ihre Magie binden kann, versiegen ihre Kräfte. Blöd nur, dass sie zur Hüterin eines Erbfluchs wird und niemand auch nur in ihre Nähe kommen will. Um ihre Magie zu retten, muss Aurelia ausgerechnet mit Jules Nightly zusammenarbeiten, dessen Vorfahre schuld an dem Fluch ist. Ein Wettlauf gegen die Zeit führt sie zu vergessenen Runen, grausamen Verbrechen und uralter Magie. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Vergangenheit eindringen, desto mehr wird ihnen klar, dass sie nicht nur für ihre eigene Magie kämpfen, sondern für die aller Hexen.

Annaliese Avery verwebt in »Wycherleys« die schillernden Aspekte der englischen Social Season mit den Festen des keltischen Jahreskreises und schafft somit eine knisternd düstere



Annaliese Avery
Wycherleys.
Die Debütantin
Ü: Sabine Schilasky
ONE, 432 S.



Sasha Peyton
Smith
Hof der Dornen.
Band 1: The Rose
Bargain
Ü: Sarah
Heidelberger
Ravensburger,
464 S.

Atmosphäre mit jeder Menge Herzklopfen und mystischen Twists. Hier wird außerdem nicht nur gegen Flüche, sondern auch gegen Vorurteile und soziale Ausgrenzung angekämpft. Cosy und packend zugleich!

Lady Ivy Bentons erste Saison in London naht ebenfalls heran, und auch ihr Debüt steht nicht gerade unter dem besten Stern. Im Jahre 1848 ist sie auf eine gute Partie angewiesen und wird dazu gedrängt, den üblichen magischen Handel mit der unsterblichen Fae-Königin Moryen einzugehen, um ihre Chancen auf dem Heiratsmarkt zu verbessern. Mit dem Ziel, die eigene Familie vor dem Ruin zu bewahren und ihre Schwester aus ihrem verhängnisvollen Vertrag zu befreien, tritt Ivy in den Wettstreit um die Hand des Kronprinzen ein. Schnell stellt sich heraus, dass die wahre Richterin nicht er, sondern die Königin ist, die die Kandidatinnen mit blutigen Herausforderungen konfrontiert und an ihre Grenzen bringt – so lange, bis nur noch eine übrig ist. Mysteriöserweise hat zudem der menschliche Bruder des Prinzen ein persönliches Interesse daran, dass Ivy den Wettbewerb gewinnt – und zwar um jeden Preis. In »The Rose Bargain« nimmt Sasha Peyton Smith Leser/innen zuerst vorsichtig an der Hand, nur um sie ruckartig in einen Wirbel aus Intrigen, Ballnächten, Machtkämpfen, Flirts, grausamer Magie und Herzscherz zu ziehen, aus dem man sich kaum losreißen kann. Jede der Kandidatinnen hat ihre eigenen guten Gründe, ihren Sieg oder eine Niederlage anzustreben. Der Haken an dem

Wettkampf ist nämlich: Wer ausscheidet, darf niemals jemand anderen heiraten. Oh, welche Möglichkeiten sich für die Frauen eröffnen, deren sehnlichster Wunsch eben nicht das Ehefrau- und Muttersein ist ... Ein traumhaft mitreißender Pageturner und Dilogie-Auftakt! ■

JAKOB TISCHLER

JAKOB LIEST...

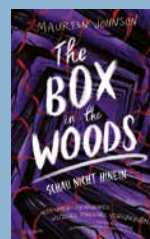
JAKOB TISCHLER, 18 Jahre, lebt mit seinen Eltern und seiner älteren Schwester in Oberösterreich. Wenn er sich im Gymnasium Schlierbach nicht gerade mit mittelalterlichen Sonetten oder lateinischer Rhetorik auseinandersetzt, widmet er sich in seiner Freizeit gerne Sprachen und vor allem der Sprache der Musik.

Die Box der Pandora

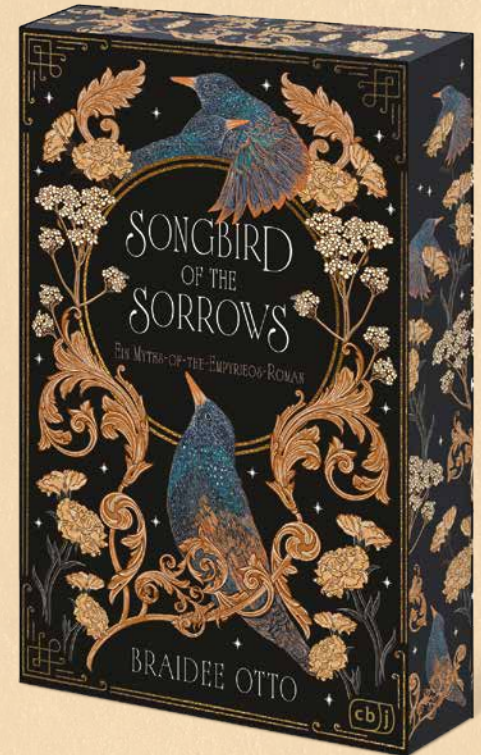
Manchmal ist es einfach besser, seine Nase aus manchen Angelegenheiten rauszuhalten. Für Amateurspürnase Stevie Bell reicht ein Mord nicht aus, da muss es schon mehr sein ... Gelangweilt von dem monotonsten Sommer ihres Lebens bekommt sie eines Tages eine Einladung vom Camp Sunny Pines, das Verschwinden vier Jugendlicher vor einigen Jahren genauer unter die Lupe zu nehmen. Ohne lange zu überlegen, schnappt sie sich ihre besten Freund/innen, um sich in den nächsten Fall zu stürzen, ohne zu ahnen, was sie an diesem Schauplatz alles erwarten wird. Was zunächst wie eine willkommene Abwechslung wirkt, entpuppt sich – entgegen Stevies Erwartung – schnell als komplexer und gefährlicher Fall. Schon bald wird klar, dass nicht nur die Vergangenheit des Camps dunkle Geheimnisse birgt, sondern auch die Gegenwart alles andere als ungefährlich ist. Die »Agatha Christie für Krimijugendromane« Maureen Johnson brachte im Original 2021 mit »The Box in the Woods« ein Whodunit auf den Markt, das auf den ersten Blick wie ein klassischer Sommerkrimi wirkt – abgeschiedene Orte, unentdeckte Geheimnisse und eine dunkle Vergangenheit. Doch Johnson belässt es nicht bei vertrauten Mustern, sondern spielt bewusst mit ihnen, verschiebt Erwartungen und schafft es, ihre Leserschaft immer wieder auf falsche Fährten zu locken. Dabei gelingt es ihr besonders gut, Spannung schrittweise aufzubauen, sodass sich die Handlung immer weiter verdichtet

und die Auflösung bis zuletzt ungewiss bleibt. Thematisch kratzt der Roman an mehr als nur der Oberfläche eines Kriminalfalls. Es geht um verdrängte Schuld und darum, wie Gemeinschaften mit traumatischen Ereignissen umgehen. Die Tiefe der Figuren und eine stark ausgebaute Atmosphäre verleihen dem Buch einen individuellen Charakter und vermeiden somit eine oberflächliche Beschreibung eines typischen Tatorts. Besonders die Dynamik innerhalb der Freundesgruppe sorgt zusätzlich für authentische Momente und lockert die düstere Handlung an einigen Stellen gezielt auf. Wer es also wagt, die Box der Pandora im Wald zu öffnen, kann sich auf ein unvergessliches Abenteuer vorbereiten, das nicht nur einen Fall zum Miträtseln bietet, sondern auch mit einer eingängigen Hintergrundgeschichte brilliert. Der Roman zeigt eindrucksvoll, dass hinter jedem Geheimnis mehr steckt, als auf den ersten Blick scheint, und dass Wahrheit oft komplizierter ist als erwartet. ■

Maureen Johnson
The Box in the
Woods. Schau
nicht hinein
Ü: Clara Görres
Dragonfly, 400 S.



ALS PRINZESSIN GEBOREN, ZUR WAISE GEMACHT, ALS SPIONIN ERZOGEN



544 Seiten | 22,70 € [A]

Mit Farbschnitt in limitierter Auflage

Prinzessin Aella, einst aus dem Palast verstoßen, wächst mit anderen Waisenkindern bei einem Orden auf. Doch die Schule, die sie dort besucht, bildet alle im Geheimen zu Spionen des Königreichs aus. Nach Abschluss ihrer Prüfungen wird Aella in das Elite-Team der Absolventen berufen, das ausgerechnet Raven anführt. Alles an ihm zieht sie seit jeher an, er ist mutig, loyal – und tödlich. Die erste Mission ihres Teams wird sie beide an ihre Grenzen führen ...

Der bezaubernde Auftaktband einer episch-romantischen Fantasy-Trilogie von einem jungen Ausnahmetalent!

DREIMALDREI

Von Christina Pfeiffer-Ulm

KINDERBUCH



Tahereh Mafi
Fernerland

Ill: Iacopo Bruno
Ü: Bettina Obrecht
cbj, 416 S.

Alice Queensmeadow gerät in diesem Fantasyroman zwar nicht ins Wunder-, sondern ins Fernerland – doch das Wundern ist dennoch Programm. Als farblose Außenseiterin in einer Gesellschaft, die mit Farben zaubert, muss sie sich ständig behaupten – und ihren Vater suchen. Gemeinsam mit Oliver durchquert Alice eine rätselhafte Welt, in der die Regeln ständig kippen: Launenhafte Figuren wie Origamifüchse und Gefühlshändler bevölkern Episoden, die einer Traumlogik folgen und auf eine psychische Ebene verweisen. Was als poetische Offenheit gedacht ist, wird mitunter zur strukturellen Schwäche, denn der Text entzieht sich systematisch klarer Ordnung. Wer jedoch bereit ist, Kontrolle aufzugeben, wird mit opulenter Imaginationslust belohnt.



Christine Weissenborn
Juli Gold.

Wächterin der Zeit
Knesebeck, 320 S.

Ein Zelt wird für Juli zu einem Portal in eine fantastische Welt. Glücklicherweise, denn im hektischen New York hat sich die 13-Jährige nie wohl gefühlt. Im Land ohne Ufer sieht niemand auf sein Smartphone, hier zählen Handwerk und Magie – und ein achtsamer Umgang mit Zeit: »Wir sind ... gut zu jeder Sekunde, die wir haben. Und deshalb ist die Zeit gut zu uns«, spürt Juli bei der Begegnung mit Zeithexen und Zeitgeistern, Verrätern und Verbündeten, bis sie die Zeit aller Welten retten muss – vor dem bösen Krator, der alles in »einen endlosen, glatten Jetzt-Zustand pressen will«. Die Prämisse, betuliche Natur gegen böse Moderne auszuspielen, ist recht sozialromantisch geraten, aber das originelle Magiesystem macht die Lektüre lohnend.



Cecilia Lidbeck
Jojo & Cordelia.
Mein überraschend echtes Leben (als KI)

Ü: Anu Stohner
dtv, 224 S.

Dialoge mit KI suggerieren ein menschliches Gegenüber, das in diesem Zukunftsroman konkretisiert wird: Kindliche Android/innen werden darin – je nachdem ob Premium- oder Budgetkategorie – als Trainingskinder oder Freundschaftersatz vermietet. So wie Jojo, die folgsam handelt, als sie der 12-jährigen Cordelia Gesellschaft leisten soll. Auch wenn das Menschenkind auf die KI im Kinderzimmer provokant reagiert, wandelt sich die Einsamkeit beider Individuen bald zu Freundschaft. Reflektiert wird diese von Ich-Erzählerin und Androidin Jojo, die – mit Gefühlen programmiert – ihre eigenen Bedürfnisse erkennt. Obwohl man dem Text angesichts des komplexen Themas mehr formalen Mut gewünscht hätte, öffnet er Diskussionsraum über das (Mensch-)Sein. ■

JUGENDBUCH

Zwischen den Mammutbäumen Nordkaliforniens und dem Rosengarten ihrer Großmutter lebt die 17-jährige Ich-Erzählerin Lennie. Herangewachsen als Bücherwurm und Orchesterfreak, ist sie plötzlich nicht nur mit dem Tod ihrer geliebten Schwester konfrontiert, sondern auch mit der ersten Liebe. Das Motiv des Dazwischen-Seins umfasst auch die Beziehungen: Da ist einerseits Toby, der Freund ihrer Schwester, der ihren Schmerz versteht, und andererseits Joe, der mit seinen Flirts für Aufruhr sorgt. Der neu aufgelegte Debütroman (Verfilmung 2022) zeigt manchmal kitschig, aber nie banal die Ambiguitätstoleranz der Jugend. Da dürfen pointierte Gedanken an das erste Mal neben poetischen Versuchen stehen, Trauer in Worte zu fassen.



Jandy Nelson
Über mir der Himmel
Ü: Catrin Frischer
Fischer Sauerländer, 352 S.

Dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten stellt dieser autobiografisch geprägte Jugendroman (Erstveröffentlichung 1984) die schäbige Mango Street gegenüber. Hier lebt Ich-Erzählerin Esperanza mit ihrer aus Lateinamerika eingewanderten Familie. »Fürs Erste, sagt Mama. Vorübergehend, sagt Papa. Aber ich weiß, wie solche Sachen laufen.« Auch wenn die Jugendliche sagt, es sei »nichts da, was das Hinschauen lohnt«, ist sie doch eine präzise Beobachterin der sozioökonomischen Verhältnisse. Dort, wo der Horizont von Waschsalon bis Trödeladen reicht, sammelt sie Begegnungen wie Polaroids, und verknüpft die vielen losen Geschichten sprachversiert zu einer zeitlosen Topografie des Träumens.



Sandra Cisneros
Das Haus in der Mango Street
Ü: Gerd Burger
Gatsby, 160 S.

Wenn 24 dumpfe Schläge durch das mittelalterliche Dorf hallen, wissen alle, dass es wieder so weit ist: Jede Familie, an deren Tür ein Rotes Band befestigt wird, muss ein Kind dem Nebel opfern. Angst, Lügen und uralte Geheimnisse wabern durch das abgeschiedene Dorf. Was dieser auch erzählerisch undurchsichtige Nebel ist, der die fesselnde Handlung durchzieht, entdecken die Lesenden Seite an Seite mit Runa. Gemeinsam mit einer Schicksalsgemeinschaft anderer Jugendlicher gerät sie in die von mystischen Wesen bevölkerten Schwaden und tastet sich an die Wahrheit heran. Die Drehbucherfahrung des Autors schafft eine gespenstische Atmosphäre, die Ulrike Möltgens spektakuläre Illustrationen bildstark verdichten. Dass Dialoge und Figurenbeziehungen dahinter zurückbleiben, trübt den Eindruck – bleibt aber verzeihlich. ■



Hannes Wirlinger
Runa und die Nebelwanderer
Ill: Ulrike Möltgen
Jacoby & Stuart, 344 S.

BILDERBUCH

Denken Sie jetzt zehn Sekunden an nichts. Geklappt? Nein? Dann auf ins erste Bilderbuch der vielseitigen flämischen Autorin Gaea Schoeters, in dem Katze und Hund jenes Gedankenenspiel versuchen. Aus einem Moment der Langeweile entsteht ein anschauliches Gespräch: »Nichts gibt es nicht«, sagt die Katze. »Sobald man anfängt, über nichts nachzudenken, ist da was.« Die folgenden Seiten stellen die kindliche Lust an Unsinn und Sinn nonchalant neben existenzielle Fragen. Die Herausforderung, diesen gleichsam philosophischen wie humorvollen Dialog zu illustrieren, meistern die Bilder hervorragend: Mal zeigen sie die beiden Haustiere figurativ im Spiel, mal zitieren sie berühmte Kunstwerke oder zerfließen in expressionistische Formen – wie unsere Gedanken.



Gaea Schoeters, Gerda Dendooven **Nichts, wirklich nichts?**
Ü: Ira Wilhelm, Mixtvision, 64 S.

Transparente Aquarellfarben schichten sich zu einer behaglichen Waldstimmung: Hier, in der hohlen Eiche, wohnen die Waldwesen Grigor und Tolja, die in ihrem zweiten (unabhängigen) Abenteuer mit einem Missverständnis konfrontiert sind: »Waaas?! Ich glaub, ich spinn? Du denkst, dass ich ein Hase bin?!?« Die in herrlich schmissigen Reimen vorgetragene Identitätskrise wird zum Aufhänger des dicken Bilderbuchs, das mit ungewöhnlichen Blickwinkeln und Witz von Evolution erzählt. Denn Grigor ist – flügellos, mit langen Ohren – davon überzeugt, eine Fledermaus zu sein: »So kam es über viele Generationen zu sogenannten Mutationen.« Die charakterstarken Freunde beim folgenden Arrangement zwischen Tag- und Nachtleben zu begleiten ist ein Genuss!



Pascale Osterwalder **Das Fledertier Luftschacht**, 80 S.

»In unserem alten Zuhause wusste ich, wo alles war.« Doch ein Umzug (lesbar auch als Flucht) bringt das Kinderleben in diesem detailreichen Bilderbuch erst einmal durcheinander. Für das Mädchen sind die Straßen nun ein »Wirrwarr aus Spaghetti« und um sich die Welt zu erschließen, braucht es eine Karte. Zur Orientierung bemalt und beklebt sie die Wände der neuen Wohnung auch mit Abbildern von dem, was nun weit weg ist. Die ukrainische Illustratorin Olga Shtonda nutzt Papiercollagen und Drucktechniken, um darzustellen, wie Identität Schicht für Schicht wächst – ebenso wie das Gefühl, zuhause zu sein. Ein tröstliches Buch, das die Welt mit einer konkreten Anregung auch utopisch weiterdenkt: Wie sieht deine Karte der Zukunft aus? ■

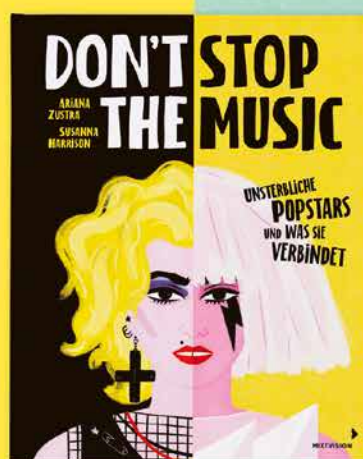


Nicola Davies, Olga Shtonda **Ich mal mir meine Welt**
Ü: Susanne Klein, Gabriel, 32 S.

Von AMY bis BOB – ein BUCH wie ein MIXTAPE

Das farbenfrohe Wissensbuch
mit kuriosen Fakten
quer durch die Popmusik

Ariana Zustra – Susanna Harrison
DON'T STOP THE MUSIC
ISBN 978-3-95854-241-9
128 Seiten, gebunden
25,70 € (A)



FÜR MUSIK-
BEGEISTERTE
JUGENDLICHE UND
ERWACHSENE

MIXTVISION

MIRABILIA

Susanne Rettenwander gräbt antiquarische Goldstücke aus.

All die Rätsel dieser Welt...

... oder vom Ausbruch der »Dänikenitis«



Dass der am 10. Jänner im hohen Alter verstorbene Buchautor Erich von Däniken (1935–2026) kein Mann des Minimalismus war, zeigt sich bereits an seinem – auch posthum gepflegten – Webauftritt. Das Öffnen der privaten Website katapultiert die Interessierten in die Anfangszeiten des Internets, als das legendäre Gestaltungsprinzip des Bauhaus-Architekten Ludwig Mies van der Rohe (1886–1969) »Less is more!« eine bombastische Umkehr erfuhr: More is more! Vor dem Hintergrund weitläufiger Sternenhimmel, farbintensiver galaktischer Räume oder düsterer, vollmondbeschiedener Wälder thronen monumentale Bauten wie Pyramiden, Tempel oder megalithische Anlagen; UFO-ähnliche Objekte oder leuchtende Formen obskuren Geheimwissens tauchen auf. Als ein weiteres Unruheelement fungiert ein in den Vordergrund programmierter Werbefbanner, der zwischen einem Kindheitsfoto Dänikens als Pfadfinder, seinem letzten Buch »Notizen aus meinem Leben« (2024) sowie einer Einladung in die von ihm begründete »A.A.S. Forschungs-

gesellschaft für Archäologie, Astronautik und SETI« changiert. Zieht man nun wahllos eines seiner insgesamt 49 Bücher, die in 32 Sprachen übersetzt und in circa 70 Millionen Exemplaren verkauft wurden, aus dem Regal, so wird offenkundig, dass Däniken die ikonische Cover-Ästhetik populärwissenschaftlicher Literatur der 1970er Jahre, die nicht zuletzt durch seine eigenen Bestseller beflügelt wurde, nahezu unverändert in die digitale Gegenwart überführt. Eigenen Aussagen zufolge begann die Karriere des renommierten Vertreters der parawissenschaftlichen Prä-Astronautik – einer Hypothese, die davon ausgeht, dass außerirdische Wesen in vorgeschichtlicher Zeit die Erde besucht und beeinflusst haben könnten – bereits in früher Kindheit. Im streng katholischen Umfeld seiner Familie und in den Mauern des Kollegiums St. Michael des Jesuitenordens im schweizerischen Fribourg umging der wissbegierige Pfadfinder mit überbordendem Interesse für alte Sprachen, Mythologie und Archäologie den strafenden alttestamentarischen Gott,

Fotos: Österreichische Nationalbibliothek

indem er diesen kurzerhand durch Außerirdische ersetzte. Nach weltlichen Abstechern in die schweizerische Hotellerie, die dem Umtriebigen Ende der 1960er Jahre einen Schuldspruch wegen Betrugs und Urkundenfälschung einbrachte, avancierte er überraschend mit seinem teilweise in Haft verfassten Debüt »Erinnerungen an die Zukunft. Ungelöste Rätsel der Vergangenheit« (1968) sowie mit seinem Nachfolger »Zurück zu den Sternen. Argumente für das Unmögliche« (1969) zu einem gefeierten Medienstar. Der Erfolg seiner frühen Werke fiel in eine Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche. Die Euphorie der Raumfahrtära während des Kalten Krieges, die in der ersten bemannten Mondlandung mit der US-Mission Apollo 11 am 20. Juli 1969 ihren Höhepunkt fand, ließ die Vorstellung außerirdischen Lebens plausibler erscheinen als je zuvor. Mit wachsender Skepsis gegenüber Autoritäten (Stichwort: 68er- oder Flower-Power-Bewegung) nahm zugleich das Interesse an alternativen Wissensformen jenseits etablierter wissenschaftlicher Diskurse zu. Hinzu kam ein expandierender populärwissenschaftlicher Buchmarkt, der spekulative Themen in hohen Auflagen international verbreitete. In diesem Spannungsfeld traf der autodidaktische Erkenntnisucher – der »Sonntagsforscher auf Entdeckungsreise« – einen Nerv der Zeit, indem er sich zu den mysteriösen Stätten dieser Welt begab (zur Mauer von Sacsayhuamán in Peru oder den Felsenbildern im Tassili n'Ajjer), dortige Relikte, Kultgegenstände oder prähistorische Bildkunst vermaß, Fotomaterial erstellte und akribisch Quellenmaterial zusammentrug. Seine breitenwirksamen, erzählerisch zugespitzten Deutungen, die er in einer reizvollen Mixtur aus Reisebericht, Abenteuerliteratur und spekulativer Geschichtsauslegung präsentierte, taten ihr Übriges, um bereits in den Siebzigerjahren eine massenhafte Begeisterung anzufachen: die sogenannte »Dänikenitis«. Dieses Jahr nun hat Erich von Däniken, dieses beispiellose Unikum der populären Wissenskultur, die Welt verlassen – mit den Abschiedsworten: »Ich bin gespannt auf die nächste Runde, wohin die Reise geht und welche Abenteuer auf mich warten.« Möge ihm die Erde leicht sein. ■

SCHAUKASTEN

Druckfrische Neuerscheinungen,
die wir Ihnen für die kommenden Wochen
online besonders empfehlen möchten

Exklusive
Leseproben
online



Judith Fanto
Der Betrachter
Ü: Christiane Burkhardt
Kein & Aber



Elena Fischer
Wirf einen Schatten
Diogenes



Michael Krüger
Die Wiedereinführung der Sanduhr
Suhrkamp



Byung Chul-Han
Ohne Respekt. Eine soziale Krise
Matthes & Seitz Berlin



Christiane Hoffmann
Die Träume, die wir hatten
Meine Freundin, Russland, die Ukraine und ich
C.H. Beck



Hanka Meves
Der Künstlerinnen-Klub
Emons



Elizabeth Horn
Mord und Gelato
Ein Gardasee-Krimi
Servus



Finden Sie alle
Rezensionen
zu den
Büchern auf:
buchkultur.net
oder Instagram:
[@buchkultur](https://www.instagram.com/buchkultur)

*Die Auswahl der Schaukasten-Bücher erfolgt nach redaktionellen Kriterien. Den Verlagen wird dabei die Möglichkeit gegeben, die dazugehörigen Marketingmaßnahmen zu unterstützen.



»Wir haben es womöglich gut gemacht«

Der Juryjob bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur ist wahrlich kein leichter: Aus unzähligen Einsendungen die besten Kandidat/innen herausfiltern, sich akribisch vorbereiten und für Diskussionen wappnen, mit den anderen Juror/innen vor laufenden Kameras konkurrieren ... Wir haben vier (ehemalige) Jurymitglieder nach ihren eindrücklichsten Bachmannpreis-Erinnerungen gefragt.



SANDRA KEGEL
(2015–2017 IN DER JURY)

»Vor zehn Jahren erhielt ich als neue Bachmann-Jurorin eine E-Mail von Nora Gomringer. Wir hatten uns für Klagenfurt verabredet, aber es gab noch keinen Text. Wir diskutierten Entwürfe, waren euphorisch, verunsichert und gespannt, was uns an diesem Wörtersee wohl widerfahren würde. Und plötzlich war da diese Mail ohne Text, nur mit einer Audio-Datei im Anhang – peng. Ich sollte also nur hören, nicht lesen, was Nora verfasst hatte. Noch ehe es überhaupt losging, verschaffte sie mir in meinem Frankfurter Dachzimmer meinen ersten Klagenfurt-Moment. Das Hör-File versetzte mich in Aufruhr. Es war ein rätselhafter, verstörender, ja ein umwerfender Vortrag. Doch dann drang mir dieser Name ins Bewusstsein. Ein falscher Name. Ich spulte zurück. Nein, ich hatte mich nicht verhöhrt. Da war nicht von Nora Gomringer die Rede, sondern von einer anderen Autorin, durchfuhr es mich wie ein Blitz: Nora Bossong. Das Verwirrspiel hatte begonnen. Mein erster Gedanke war: genial. Mein zweiter: Wie bringen wir das bloß Nora Bossong bei? All das schoss mir gleichzeitig durch den Kopf. Es war kühn, ein Wagnis, doch als ich Nora Gomringer schließlich mit klopfendem Herzen fragte, wie sie das zu lösen gedenke, da lachte sie nur und sagte: längst erledigt. Sie habe es Nora erklärt und ihr einen Blumenstrauß geschickt. Sie soll sich sehr gefreut haben über die Blumen.«



INSA WILKE
(2018–2023 IN DER JURY)

»Redlich denken«, hieß für die Philosophin Simone Weil, schrieb Ingeborg Bachmann 1955, »vom Gegebenen denken«. Hätte ich das damals gewusst, als ich 2018 in die Runde der sichtbarsten Gatekeeper nördlich des Äquators aufgenommen wurde! Ich hätte mich darauf berufen können, als ich die erste Runde Autoscooter (nur rhetorisch!) mit Klaus Kastberger gefahren war. Oder wenn wir schwer beschimpft wurden, weil uns zu einem Text so wenig einfiel. Oder wenn jemand (wer wohl?!) aus dem Kreis der Juror*innen von der Transparenz, pardon, Transzendenz nicht lassen wollte. Oder wenn sich die Autor*innen an ihrer eigenen Harmoniesucht verhoben und am Ende kein Wort mit niemandem mehr wechselten. Dabei wurde ja viel vom Gegebenen her gedacht. Und vor allem gehandelt: Legendär, wenn Autor*innen das Notwendige taten und reingriffen – und damit meine ich natürlich nicht die Bärte. Oder, wenn die einmalig so nur in Klagenfurt vorhandenen weiteren Kreise der Öffentlichkeit aus Kolleg*innen vor den Bildschirmen und das Publikum vor Ort gemeinsam auf sammelten, was der Jury in der flimmernden Hitze des Holzwegs durch die Finger und Hirnzellen gerutscht war. Alles vom Gegebenen aus gedacht und gesagt und getan! Das kann man nur hier, nur in Klagenfurt am schönen Wörthersee erleben, wo Worte und Geschichte(n) seit nunmehr 50 Jahren gemeinsam baden gehen und dafür Applaus bekommen.«

Fotos: buchzeit, Mathias Bothor

HILDEGARD E. KELLER (2009–2019 IN DER JURY)

»Wie wählte ich meine Kandidatinnen? Wir von der Jury hatten eine Deadline für die Nominierung. Man konnte es sich leicht machen und seine alten Favoriten anfragen, aber ich war stets neugierig auf die Fülle der Einreichungen. Im Stapel war Katja Petrowskaja, aber auch andere, ebenfalls damals unbekannte Schreibende. Einmal nominierte ich parallel zu einem Jurykollegen denselben Autor. Das Landesstudio entschied den Disput damit, dass meine Nomination einen halben Tag früher eingetroffen sei. Joachim Meyerhoff war der begnadetste Performer unter meinen Kandidaten, trotzdem verließ der Burgschauspieler Klagenfurt sang- und klanglos. Kürzlich wurde er verfilmt, so wie mein erster Preisträger, Gregor Sander. Gewisse aus der Jury machten sich zu sprechenden Textilien, auf denen doch tatsächlich einmal »Mutti Merkel« stand. Ein Kollege unterstellte einmal einer Autorin, sie trage Unwahres vor. Die bezichtigte Katja Petrowskaja gewann den Bachmannpreis. Es war ein gutes Jahr. So gut, dass ORF-Direktor Wrabetz im Publikum den Bewerb nicht mehr abschaffen mochte, wie er zuvor geplant hatte.«



KLAUS KASTBERGER (2015–HEUTE IN DER JURY)

»Mein allerliebster Bachmannpreismoment war, als meine Kandidatin Nava Ebrahimi im Jahr 2021 den Bewerb gewonnen hat. Es war mitten in der Pandemie und Nava war uns wie alle Autorinnen und Autoren per Standleitung zugeschaltet. Die Trophäe wurde damals noch nach dem alten Modus vergeben, nämlich in Form einer Live-Abstimmung vor Ort. Dieser Dramaturgie trauere ich nach, weil sie spannender und emotionaler war als das jetzige System mit vorheriger Punktevergabe. Obwohl sie zu Hause in Graz und die Jury in Klagenfurt im Studio war, hatte ich das Gefühl, der unbändigen Freude von Nava ganz nahe zu sein. Einige Zeit später tauchte dann auf Social Media ein Foto auf, das den Raum zeigte, in dem sich die Autorin in diesem Moment befand. Hergerichtet war Nava nur bis zur Schreibtischkante, darunter ein Chaos aus Legosteinen, Spielplatz der Kinder. In diesem Bild birgt sich eine Wahrheit: Denn sichtbar wird der eigentliche Reichtum der Wirklichkeit im Fernsehen immer nur dann, wenn etwas an der glatten Inszenierung schief läuft. Womit wir schlussendlich wieder bei einem vorzüglichen Thema der Literatur gelandet wären.« ■



50 Jahre Bachmannpreis: Zahlen und Stories

Die Tage der deutschsprachigen Literatur laufen von der Eröffnung am Mittwohabend bis zur Preisverleihung am Sonntag: drei Lesetage à rund fünfeinhalb Stunden Liveübertragung auf 3sat, dazu die Eröffnung und die Preisverleihung. Das ergibt pro Ausgabe rund 18 Stunden Liveprogramm – in dieser Zeit könnte man fast drei ganze Staffeln »Stranger Things« bingen. Seit 3sat den Wettbewerb 1989 erstmals vollständig überträgt, kamen so mehr als 630 Stunden Literatur-Livefernsehen zusammen – oder zehn Mal die gesamte »Herr der Ringe«-Trilogie als Hörbuch.

2020 gewann Helga Schubert mit 80 Jahren den Bachmannpreis – als älteste Gewinnerin aller Zeiten. Ihre Geschichte mit dem Bewerb geht aber weit zurück: Bereits 1980 war sie eingeladen, durfte aber als DDR-Bürgerin nicht ausreisen. Von 1987 bis 1990 saß sie dann selbst in der Jury. Und 40 Jahre nach ihrem ersten, gescheiterten Anlauf gewann sie – coronabedingt digital zugeschaltet aus ihrem Haus, wo sie sich um ihren pflegebedürftigen Mann kümmerte – den Hauptpreis.

Kurz vor dem Aus: 2013 verkündete ORF-Generaldirektor Alexander Wrabetz, das Landesstudio Kärnten werde den Bachmannpreis im kommenden Jahr »ganz sicher nicht mehr durchführen«. Die Kosten des Bewerbes seien angesichts massiver Sparauflagen nicht mehr zu rechtfertigen. Was folgte, war ein seltener kulturpolitischer Moment: Bundeskanzler Faymann meldete sich zu Wort, Jurymitglieder protestierten öffentlich, die Initiative #b bleibt wurde geboren. Am letzten Tag des Wettbewerbs verkündete Wrabetz dann persönlich im Klagenfurter Studio den Fortbestand – unter großem Jubel des Publikums.

49 Jahre, 49 Hauptpreise – 26 gingen an Männer, 23 an Frauen. Auf den ersten Blick fast ein Gleichstand, die Jahrzehnte erzählen aber eine andere Geschichte. Bis 2009 dominierten Männer mit 22 zu 11 Gewinner/innen, seither haben Frauen das Verhältnis mehr als umgekehrt – 12 zu 4. Das Durchschnittsalter: 41 Jahre. Bisher waren nur zwei Preisträger/innen unter 30: Franzobel 1995 und Terézia Mora 1999, beide mit 28 Jahren. Nachwuchsautor/innen können sich also beruhigen – die Chancen steigen statistisch gesehen mit dem Alter!

Seit 1989 wird der Wettbewerb in voller Länge live im Fernsehen übertragen. Damit ist der Bachmannpreis eines der ältesten Live-Castingformate im deutschsprachigen Fernsehen – lange vor DSDS, GNTM oder The Voice. Der Unterschied: Hier müssen sich die Kandidat/innen nicht mühselig einem langen Auswahlverfahren stellen, sondern werden eingeladen. ■

ZUR SPRACHE KOMMEN

In der Reihe »Zur Sprache kommen«
schreiben abwechselnd Autor/innen
über ihr Verhältnis zur Sprache.

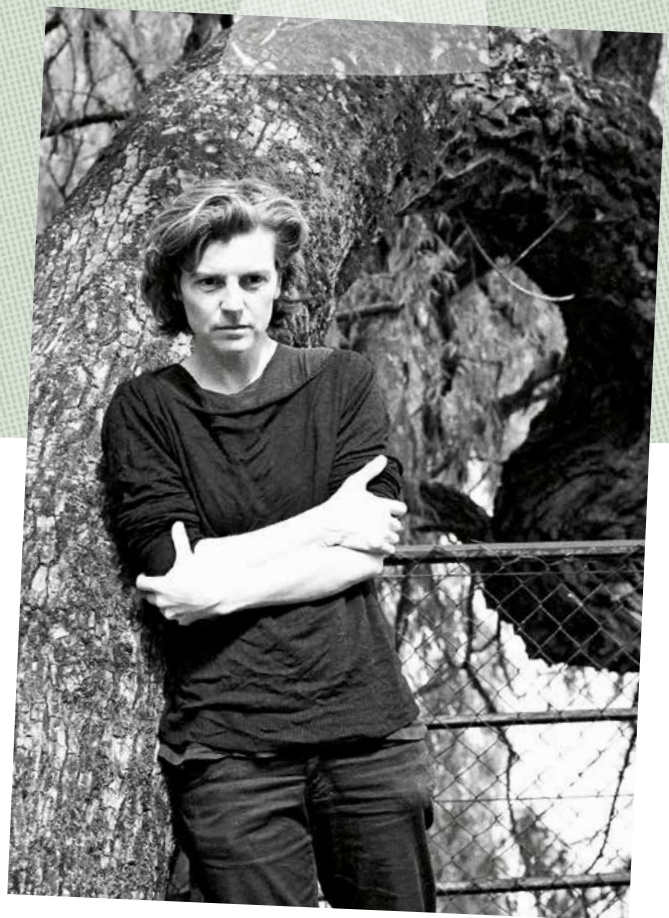
Vertrauen reduziert die Zeichenzahl

Von Ann Cotten

»Sie haben einen neuen Stil«, frohlockte Apunkt, der dafür verantwortlich war. »Benutzen Sie das Stilwörterbuch«, legte er mir weiters nahe. Ich verwarf nach einem kurzen Blick in die Reihen von Allgemeinplätzen in Gotikscript den Vorschlag und malte Apunkt einen Nietzsche-Schnurrbart auf den Nabel, das Problem wurde vertagt. Aber er hatte recht: Ich hatte eine Schwäche zur Manier gemacht. Später durchschaute Scheibi, Keyboarder der Band Dritte Hand, ebenso mühelos die Produktivität meiner Improvisationen. Das Muster, mit dem ich auf der Klaviatur der jakobsonischen paradigmatischen Achse tänzelte, bestand darin, Fehler zu machen und sie gerade noch in waghalsige Schnörkel zu verwandeln. Es waren sprachliche Motocrosstricks, immer mit vollem Einsatz der eigenen mentalen Gesundheit.

Als ich so durchschaute wurde, war ich Ende Zwanzig und Ende Dreißig, wo man eigentlich schon längst auf dem Weg zum vernünftigen Erwachsenen sein sollte. Doch mir fehlte leider weiterhin das Vertrauen, weniger zu machen. Alles, was ich hörte und las, machte mir deutlich: Die Sprache ist verseucht vom Bullshit, der in den letzten Jahrhunderten für die Ausbreitung maßloser Raffgier, Hegemonie und Abschottung, Umweltzerstörung, Vertuschung, Schönrednerei, Sykophantie und Hegemonie, hate speech und versteckter Vernichtungsschläge verantwortlich war. Zu sprechen hieß, durch eine knöcheltiefe Müllhalde zu steigen, nein: eine, die einem weit über den Kopf reicht.

Bleibt nichts, als sich mit dem Müll vertraut zu machen. Teile zu eigenen Waffen zu biegen, oder Krücken – was man eben braucht. Essays vielleicht? Ich war mit einigen anderen



eingeladen, für Zeit Online Texte zu schreiben, ganz frei, bis zu vier pro Monat, 250 Euro pro Text. Feridun Zaimoglu machte es richtig und faxte einmal pro Woche einen kurzen, guten Text mit Beobachtungen aus der U-Bahn. Ich selbstüberschätzender Idiot ging die größten Themen an, die ich für dringendste Anliegen im Kontext einer Zeitung hielt, und feilte an Texten, die lang wurden und aus komplexen Sätzen bestanden. Ich wollte sie jedes Mal an ein bis zwei Tagen rasch runterschreiben und saß dann zwei bis drei Wochen in höchsten Qualen an ihnen. Mit bittersüßen Mitteln sollte es den Lesern nie so richtig gezeigt werden. Ich wollte sie an den Haaren packen und durch ihre Villengegenden schleudern, mit erotisch-grotesken Bildern locken und ihnen die Faust in den Magen stoßen, sodass sie den ganzen Bullshit, den sie glaubten, herausklotzten und fortan als vernünftige, tolerante Mitmenschen die Frage nach politischen Limitierungsmöglichkeiten unregelmäßiger Raffgierautomatismen erübrigten.

Und es wurde bald schlimmer, denn ich las die Kommentare, die anonyme Lesende (oder vielmehr meist nicht wirklich lesende) unter meine Artikel schrieben. An die Stelle der Empfehlung des Stilwörterbuchs war ein ganz anderes kritisches Register getreten, das aber wohl auf das gleiche Phänomen

Foto: Bogenberger Autorenfotos SV

reagierte, mein sprachliches Stolpern und Schlittern. Meine Strategie gegen die Konformistnnie ging nicht auf, denn alles, was sie wahrzunehmen schienen, waren potenzielle Schwachstellen. Dabei baute ich die ein, um nicht herzenssattelfeste Lesernnnie zu zwingen, mit dem Herzen zu lesen. Dass mein Prisma den Clash mehrerer notwendiger Ordnungen nachzeichnete, kantenscharf, auf so eine Idee kamen sie nicht, denn das Dispositiv ihrer Tätigkeit (Wer liest und kommentiert schon ein Freigehege von Schriftstellernnnie in einer Online-Wochenzeitung?) war die Ungleichheit zwischen der mit Anerkennung und Honorar belohnten Schreiberei der bestellten Autornnnie und ihrer eigenen unbezahlten, doch ja viel kompetenteren Schreiberei. Man sagte mir, ich solle die Kommen-

»Zu sprechen hieß, durch eine knöcheltiefe Müllhalde zu steigen, nein: eine, die einerm weit über den Kopf reicht. Bleibt nichts, als sich mit dem Müll vertraut zu machen.«

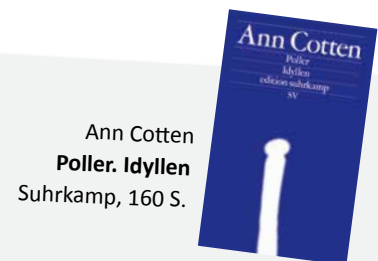
tare nicht lesen, aber die Halde hatte einen Sog, ich brauchte Kritik und war zudem der Ansicht, gerade mit Leuten anderer Denkweisen hätten Auseinandersetzungen Sinn. Noch ein anderes Dispositiv resonierte in mir, das mir erst vor kurzem im Gespräch mit Hanno Millesi wieder aus dem Dunkel der Erinnerung stieg. »Die Flut« hieß ein Ende der 90er Jahre von Xaver Bayer, Norbert Math und anderen ins Netz gestellter und gespielter Blog. Ich erinnere mich an schwarze Typo auf Weiß oder Creme, einen endlosen Scroll von Texten. Dem Blog der geladenen Autornnnie, die Bayer – so der Standard-Artikel von Cornelia Niedermeier vom 6.2.2001, scheinbar die einzige von der »Flut« noch verbliebene Spur im Netz – aus Literaturzeitschriften rekrutierte, stand gegenüber der allen offene Blog. Ich verbrachte etwa ein Schuljahr lang die Nächte damit, »Die Flut« zu lesen, per Einwahlinternet, das ich besetzen durfte, solange der Rest der Familie schlief. Es war eine Faszination mit dem Realen, das sich mir im literarischen Interface dozil und intim zugleich zeigte. Niedermeier kritisiert, sicher zu recht, die Langweiligkeit, die Solipsie der Texte.

Ich fand auch nicht alle gut. Was mich anzog, war das Zeigen selbst, die Strenge der Rituale dieser geteilten Einsamkeit und des Versuchs, subtil zu urteilen. Geteilt das Lauschen nach Resonanz, das geteilte Interesse für Feinheiten, ohne diese durch Besprechung mit größeren Mitteln zu ruinieren. Dank der transparenten Eitelkeit, der pedantischen Vielschreiberei und was der plausiblen schlechten Gründe zum Schreiben mehr sind, konnte ich beim Lesen der »Flut« zugleich eine Karikatur des Felds genießen – lurkend, wie auch bei den höflichen Paparazzi. Still schärfte ich mein Urteil, erfuhr Begründungen, Bestätigung und Differenzierung.

In Blogs, in denen ich später selbst mehr schrieb, Forum der 13 oder stabigabi, wurde ich lauter, attackierte, verteidigte. Im dialektalen Potpourri der zur Spaßmetropole gewordenen, entteilten Stadt Berlin hatte ich gelernt, loszulabern, wenn mir das vorhandene Gespräch langweilig war.

Still wurde ich wieder im Kreis der Gegner-Redaktionssitzungen, rund um den großen Aschenbecher des BasisDruck Verlags. Der Geschmack der Redakteurnnnie war streng, sofort verständlich, nicht paraphrasier- und nicht diskutierbar: Spannend!

Geschmack ist wie ein Sauerteig. Klar rede ich, aber das endet eigentlich immer im Schlamm. Um zur Sprache zu kommen, braucht es teilbares Schweigen. ■



Ann Cotten ist Schriftstelly, Übersetzy und Theorie-Fuzzy, derssen Spaß mit sprachlichen Genderingmethoden (Phettbergsches Entgendern, »polnisches Gendering«) in der medialen Wahrnehmung die seihner zahlreichen Werke ernsthaften Inhalts überschattet. Cotten arbeitet seit 2021 an einer materialistischen Poetik als PhD-Projekt an der FU Berlin und gibt seit 2023 in Wien die jährlich erscheinende Zeitschrift »Triedere« für literarische Essayistik mit heraus. Cotten's Arbeit wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Rompreis der Villa Massimo.

DIE WELT VON BOOKSTAGRAM:

Wir stellen Creator/innen mit ihren neuesten Buchempfehlungen vor.



Samuel Benke

Meine aktuellen Lesehighlights

Es ist großartig, es ist hervorragend, es ist witzig, es ist gesellschaftskritisch, es ist auch an vielen Stellen sehr ernst, aber in einer Sprache, die so wahnsinnig leicht von so schrägen Personen erzählt, der Welt der Charaktere, die nicht klischiert, sondern neu und aufregend ist. Der große Mut zu einer absurden Geschichte, all das hat mich sehr abgeholt.



Madeline Cash
Verlorene Schäfchen
Ü: Sophie Zeitz
Penguin, 320 S.

Ein Überraschungs-Highlight! Ich habe nicht mit viel gerechnet, ich habe es einfach in die Hand genommen und es hat mich mit seiner Blickweise auf die Natur und aufs Zwischenmenschliche so mitgenommen, dass ich sagen würde, ich weiß nicht, wer das nicht lesen sollte.



Tara Menon
Unter Wasser
Ü: Simone Jakob
DuMont, 208 S.

Samuel Benke ist Autor, Content Creator (@samuel.benke) und Redakteur. Seine Texte erschienen u.a. in der ZEIT, i-D und GayTimes. Gerade schreibt er eine Literatursendung für ARTE. Sein Debütroman erscheint im Frühjahr 2027 bei Gutkind.

3 FRAGEN

Wie begreifst du deinen Zugang zum Lesen und zur Literaturvermittlung?

Ich gehe oft durch die Welt und frage mich, was können mir Bücher erzählen, was ich sonst vielleicht nicht erfahren kann. Meine eigene Queerness habe ich auch immer in der Literatur erkundet und gesucht. Das ordnet einen selbst in einen gewissen Kontext ein. Man war ja nicht die erste Person, die diese Gedanken hatte und man ist und wird auch nicht die letzte sein.

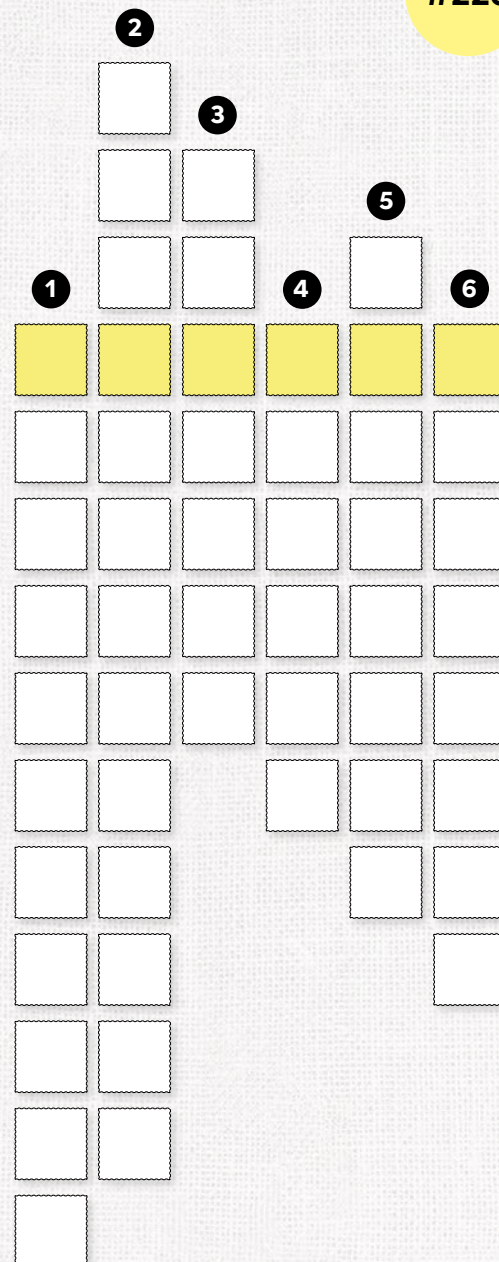
Verändert sich dein Leseverhalten durch die digitale Welt?

Der Online-Diskurs über Bücher ist für mich etwas, das große Teile der klassischen Literaturkritik durch ein Empfehlungssystem ersetzt, das sich freundschaftlich und wertschätzend anfühlt. Weniger Fokus auf Verrisse, sondern mehr auf die Frage: Warum hat mich ein Buch begeistert?

Was ist dein Verhältnis zu Rezensionen befreundeter Autor/innen?

Mein Content spiegelt meine persönliche Welt, mein persönliches Erleben der Bücher wider. In dieser Kritik bin ich ehrlich, aber es gibt natürlich auch Menschen, die ich liebe, die ich seit Jahren unterstütze und deren Themen mir wahnsinnig wichtig sind. Themen, die gesellschaftlich nicht genug Gehör finden oder übersehen werden, etwa marginalisierte Stimmen oder feministische Themen. Das ist dann nicht objektiv, sondern subjektiv und sehr persönlich. Daraus mache ich aber auch kein Geheimnis, sondern stehe dazu. Aber klar, im Sinne der klassischen Literaturkritik ein No-Go.

- 1 Gasse, in der die Protagonistin von Ingeborg Bachmanns »Malina« wohnt
- 2 Selbstbezeichnung Ann Cottens
- 3 Nachname eines bedeutenden italienischen Autors des 20. Jahrhunderts
- 4 Beliebter Aperitif-Likör
- 5 Fiktive schwedische Insel aus einem gleichnamigen Kinderbuch von Greta Svensson
- 6 Ort, an dem Menschen überdurchschnittlich alt werden



GEWINNEN SIE!

Unter allen Einsendungen verlosen wir dreimal das Buch »Zuflucht« von Garry Disher (Unionsverlag). Von der Buchkultur-Krimijury zum besten Krimi für den Sommer gekürt, handelt der Roman des versierten Krimiautors von der Meisterdiebin Grace. Als moderne weibliche »Robin Hood« hat sie es auf die Upperclass Australiens abgesehen, doch gleichzeitig sehnt sie sich nach einem normalen Leben. Gerade als dies möglich scheint, holt sie ihre Vergangenheit ein ... Disher webt ein soziopsychologisches gesellschaftskritisches Panorama, das weit über einen Krimi hinausreicht, urteilt unsere Rezensentin Anne Aschenbrenner.

Die Gewinner/innen werden von der Redaktion benachrichtigt.
Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.



AUFLÖSUNG #225

Das gesuchte Lösungswort lautete: GRUEZI

Die Gewinner/innen der #225 sind:

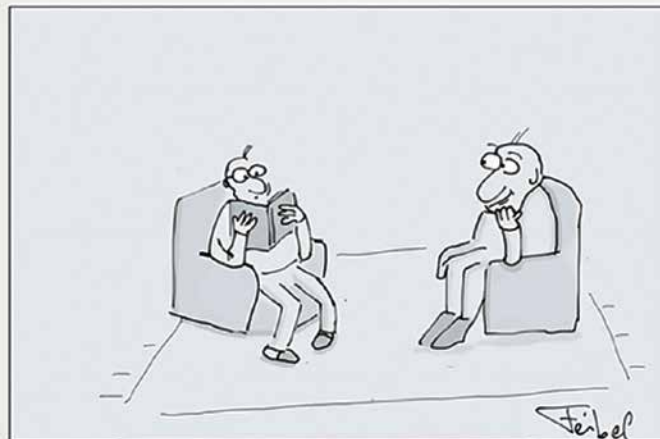
Gisela Rohner (Hard), Barbara Reischl (Voitsberg),
Tobias Wimmer (Ried im Innkreis)

Gewonnen haben sie das Buch »Weil ich Ruth bin«
von Julia Weber (Limmat).

SO FUNKTIONIERT'S:

Haben Sie die Buchkultur aufmerksam gelesen?
Die Antworten auf die kniffligen Fragen haben
sich im ganzen Heft versteckt. Finden Sie sie,
füllen Sie die obenstehenden Kästchen aus
und teilen Sie uns das richtige Lösungswort
gemeinsam mit Ihrer Adresse **bis 20. Juli 2026**
via Mail an redaktion@buchkultur.net mit.
Viel Glück beim Miträtseln!

Der versteckte Hinweis:
Man hat ihn oft dringend nötig, kann zuhause oder weit weg stattfinden



Der Zuleser

 facebook.com/thomas.feibel  thomas_feibel

Impressum

Buchkultur Nr. 226/38. JG. 3/2026
ISSN 1026-082X

buchkultur:

RUND UM LITERATUR

Ein Produkt der Buchkultur VerlagsgesmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION

A-1030 Wien, Eslarngasse 10
+43/1/786 33 80-0
redaktion@buchkultur.net

EIGENTÜMER, VERLEGER

Buchkultur VerlagsgesmbH
A-1030 Wien, Eslarngasse 10

HERAUSGEBER

Michael Schnepf, Nils Jensen

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Max Freudenschuß

REDAKTIONSLEITUNG

Katia Schwingshandl (Chefredaktion)
Johannes Lau (Sachbuch)
Barbara Kadletz (Büchertisch)
Saskia Pacher (Junior)

REDAKTIONSASSISTENZ

Nayra Jonke
Caterina Schilero (Praktikantin)

ART DIRECTION & GRAFIK

Katharina Maya Mair

LEKTORAT

Edeltraud Günthör

REDAKTIONSILLUSTRATIONEN

Jorghi Poll

AUTOR/INNEN DIESER AUSGABE

Angelo Algieri, Anne Aschenbrenner,
Alexandru Bulucz, Ursula Ebel, Hans-Dieter
Grünefeld, Harald Gschwandtner, Konrad
Holzer, Stefanie Jaksch, Kevin Junk, Dagmar
Kaindl, Alexander Kluy, Andreas Knabl,
Andreas Kremla, Martin Kugler, Maria
Leitner, Raffael Leitner, Lukas Meschik,
Christa Nebenführ, Erkan Osmanović,
Martin Thomas Pesl, Karoline Pilcz, Teresa
Preis, Tina Reiter, Susanne Rettenwender,
Ralf Schweikart, Barbara Seidl-Reutz, Sylvia
Treudl, Jakob Tischler, Christina Pfeiffer-
Ulm, Christina Vettorazzi, Sieglinde Wöhrer,
Thomas Wörtche

ERSCHEINUNGSWEISE

jährlich 6 Ausgaben
sowie diverse Sonderhefte

PRODUKTION

DC Business KG,
1010 Wien

VERTRIEBSLEITUNG UND ABOS

Verena Riedmann
+43/1/786 33 80-15
abo@buchkultur.net

VERTRIEB

D: IPS Pressevertrieb GmbH
Ö: Mohr Morawa; Presse Großvertrieb Austria
Trunk GmbH

PREISE, ABONNEMENTS

Einzelheft: € 8,90 | CHF 10,50
Jahresabonnement Print: € 48 (EU) |
€ 55 (Resteuropa) | € 65 (außerhalb Europas)
Digital: € 33 | Student/innen & Arbeitsuch-
ende: € 40 (Europa) | Digital: € 25 (Nachweis
erforderlich)

Die Abonnements laufen über 6 Ausgaben und gelten, entsprechend den Usancen im Pressewesen, automatisch um ein Jahr verlängert, sofern nicht ein Monat vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Derzeit gilt Anzeigenpreisliste 2026. Über unverlangt eingesandte Beiträge keine Korrespondenz. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Copyright, wenn nicht anders angegeben, bei den Urhebern bzw. den Rechtsnachfolgern. Wir danken den Verfügungsberechtigten für die Abdruckgenehmigung. Alle Daten und Preisangaben sind ohne Gewähr.

Gefördert von der
Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur

 **Stadt
Wien** Kultur

 Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport



Für ein Wien, das gemeinsam wächst.

Lesen öffnet neue Welten – besonders für Kinder. Deshalb unterstützt die Stadt Wien sie bereits im Kindergarten mit Lesepat*innen, um die Freude am Lesen und an Sprache zu fördern. Auf der Plattform „Freiwillig für Wien“ finden alle eine Möglichkeit, sich ebenfalls aktiv an Inklusion zu beteiligen.

Erfahre alles rund ums Thema Inklusion und finde dein Engagement!



wien.gv.at/inklusion

Neue Bücher bei Diogenes



Seraina Kobler
Tal der Schwalben

Roman · Diogenes

Auch als eBook und eHörbuch



Amélie Nothomb
Die unmögliche Rückkehr

Roman · Diogenes

Auch als eBook und eHörbuch



Joey Goebel
Sunset Flip

Roman · Diogenes

Auch als eBook und eHörbuch

Die archaische Welt der Alpen trifft auf Zukunftsfragen

Die Schweiz in naher Zukunft: Die Städte sind zusammengewachsen zur alles beherrschenden »Metropolitane«, während die Alpen für die Stromversorgung zur Sperrzone erklärt wurden. Der junge Wissenschaftler Alesch kehrt in sein abgelegenes Heimatdorf zurück, wo sich seltsame Wetterphänomene häufen. Schon bald ist Alesch hin- und hergerissen zwischen urwüchsiger Bergwelt und Hoffnung auf Fortschritt. Denn seine so revolutionäre wie gefährliche Forschung könnte die Antwort auf die Energiekrise bergen. Und dann ist da noch seine Jugendliebe ...

Mehr unter:
diogenes.ch/serainakobler

Das Land der aufgehenden Sonne entdecken

An Orte der Vergangenheit zurückkehren, an das anschließen, was einmal war – für Amélie Nothomb ist das unmöglich. Seit 12 Jahren war sie nicht mehr in Japan, dem Land ihrer Kindheit, das sie so liebt und zu dem sie eine so zwiespältige Beziehung hat. Doch als eine Freundin eine Reise gewinnt und Amélie kurzerhand als Fremdenführerin verpflichtet, kann sie nicht anders als sich mitreißen lassen. Sie entdeckt das Land aufs Neue und damit auch ihre Faszination. Denn die Rückkehr ist unmöglich, zum Glück.

Mehr unter:
diogenes.ch/amelienothomb

Eine Parabel über falschen Ehrgeiz und wahre Liebe

Für Auggie Schnuck sieht die Zukunft so gut aus wie nie zuvor. Als Wrestler hat er fast alles erreicht. Mit Nadine, der Liebe seines Lebens, plant er ein gemeinsames Zuhause. Doch er traut seinem Glück nicht. Je besser es läuft, desto mehr verwandelt sich Auggie, der eigentlich zum Film will, in seine Bühnenfigur *The Aug*. Ein raffiniert erzählter Roman über Träume, die wahr werden und an den Rand von Verstand und Wirklichkeit führen, über Künstlichkeit, Kampf und Zärtlichkeit.

Mehr unter:
diogenes.ch/joeygoebel

Diogenes